Der Verurtheilte.

Roman

von

Xavier de Montépin.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Aimé von Wouwermans.

Autorisirte Ausgabe.

Dritter Band.

Wien.
„Steyrermühl", Papierfabriks- und Verlags-Gesellschaft.
1877.

hingebaut wird, der schon nach kurzer Zeit der Zerstörung preisgegeben erscheint.

Der Bewohner dieses Häuschens war in der That ein wenn auch nicht sorgenloser, so doch in hohem Grade friedliebender Mann; es war jener Jean Trémière, dessen Ralph von Candal seinerzeit als eines warmen parlamentarischen Vertheidigers der Hugenotten gedacht hatte.

Jean Trémière war jedoch nicht der einzige Bewohner des kleinen Hauses an der Straße nach Calais; an seiner Seite lebten seine Tochter Jeanne, eine alte Dienerin, die man im Hause nur Madame Tourterolle oder Madame Martine nannte, und ein Bauernknecht Namens Jodelet.

Jean Trémière hatte das Leben und die Menschen kennen gelernt. In früheren Jahren Bürger von Paris, Advokat und Parlamentsmitglied, hatte er für alle Tragi-Komödien, die zunächst dem Throne und unter dem Volke sich abspielten, ein wachsames Auge.

Das Ergebniß dieser Beobachtungen bestand darin, daß Jean Trémière allmälig ganz aus dem Leben und dem Getriebe der Welt sich zurückzog, um in Ecouen jene Ruhe zu finden, die er in Paris vergeblich gesucht hatte.

Seine Frau war im Jahre 1552 gestorben, und zwar in jenem Hause, welches er damals sammt seiner Familie in Paris in der Straße Saint-Etienne bewohnte.

Der Aufenthalt in diesem Hause war ihm nach dem Ableben seiner Frau unerträglich geworden und zudem hatte er noch einen anderen Grund, Paris so rasch als möglich zu verlassen. Er hatte bemerkt, daß die junge Männerwelt dem düsteren Hause in der Straße Saint-Etienne eine viel zu große

Aufmerksamkeit schenkte, und er konnte nicht in Zweifel darüber sein, daß diese Aufmerksamkeit zunächst seiner Tochter Jeanne galt, welche eben ihr siebzehntes Lebensjahr erreicht hatte.

Jeanne war jung und von einer bewunderungswürdigen Schönheit. Man nannte sie allenthalben „die schöne Jeanne" und sie verdiente diesen Namen in jeder Beziehung, denn sie war mehr als schön, sie war von jener bezaubernden Grazie, von jener echten Weiblichkeit, die selbst die Roués jener Zeiten genöthigt hatte, vor Jeanne die Augen niederzuschlagen.

Diana von Poitiers hatte das junge Mädchen eines Tages in den Salons der Präsidentin de Thou getroffen und der kleinen Jeanne über ihre Schönheit und ihre Anmuth derartige Lobeserhebungen gemacht, daß Jean Trémière beschloß seine schöne, unschuldsvolle Tochter so rasch als möglich einem so gefährlichen Einflusse zu entziehen.

Dieser Entschluß war von Seite des alten Herrn ein sehr vernünftiger, denn die Pariser Luft war im sechzehnten Jahrhundert für ein junges schönes Mädchen eben so gefährlich als heute.

Franz I. hatte die Galanterie auf den Thron erhoben und seine Höflinge beeilten sich ihm nachzueifern.

Man lachte damals über die Thränen der Mütter, der Frauen und Töchter ebenso, wie man dies heute zu thun pflegt; man machte ihre Verzweiflung zum Gegenstande des verletzendsten Spottes.

Jean Trémière liebte das Leben, aber er legte deshalb auch großen Werth darauf, die Freuden desselben nicht durch jene Aufregungen zu trüben, welche die entfesselten Leidenschaften einer Großstadt mit sich zu bringen pflegen, und Jean

Trémière war reich genug, sich das Leben so zu gestalten, wie er es wünschte.

Derselbe besaß außer seinem Hause in der Straße Saint-Etienne, welches er für den Miethpreis von jährlich viertausend Livres an den Architekten des Königs Meister Peter Lascot, vermiethete, das hübsche Landhaus in Ecouen, ziemlich umfangreiche Landstriche in der Normandie und hübsche Weingärten in Anjou, welche ihm jenen weißen Schaumwein lieferten, der schon damals so überaus beliebt und geeignet war, als Sorgenbrecher zu dienen.

Zudem war Herr Trémière ein Mann von sehr bescheidenen Ansprüchen und seine Tochter Jeanne war in dieser Beziehung, wie in so mancher anderen, das vollständigste Ebenbild ihres Vaters. Die Früchte der Felder und des Gartens, die Erzeugnisse der Maierei und des Geflügelhofes genügten ihre Ansprüche völlig zu befriedigen, und die sorgsame Haushälterin Madame Tourterolle konnte sich darauf beschränken zeitweise Fische und Fleisch anzukaufen. Was das Wildpret betrifft, so war es Sache des wackeren Jodelet, der ein tüchtiger Jäger war, dafür zu sorgen, daß man daran keinen Mangel litte.

Aber auch die Besorgung der Toilette nöthigte zu keinen großen Auslagen.

Die Ansprüche der schönen Jeanne waren in dieser Beziehung sehr bescheidene, wenn auch Papa Trémière es sich angelegen sein ließ dafür zu sorgen, daß es seiner Tochter in dieser Beziehung an nichts fehle.

In Bezug auf Gastfreundlichkeit kannte der alte joviale Herr allerdings keine Grenzen; er hielt stets offene Tafel,

angesehene Fremde konnten bei ihm stets einer freundlichen Aufnahme versichert sein und nicht leicht verließ ein Armer, der vor dem Hause des Herrn Trémière vorsprach, ungetröstet diese Stätte des Friedens.

Jean Trémière lebte mit seiner schönen Tochter allerdings fern vom Gewühle der Hauptstadt; er konnte jedoch nicht verhindern, daß sie, selbst in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit, die Blicke der Männerwelt auf sich lenkte

Ecouen liegt an der Straße nach Chantilly.

Viele junge Leute, welche in Chantilly in der Umgebung des Herzogs von Montmorency sich befanden, viele Edelleute, welche àus Paris kamen den Connetable von Frankreich in seiner ländlichen Abgeschiedenheit zu begrüßen, hatten das junge Mädchen bemerkt und demselben ihre Huldigungen zugewendet.

Auch Robert Coeur, der Geheimschreiber des Herzogs, wurde von ihrer wunderbaren Schönheit seltsam getroffen.

Er verliebte sich in Jeanne mit der ganzen Leidenschaftlichkeit eines jungen Mannes, der niemals gelernt hatte, seine Leidenschaft zu bezwingen.

Diesmal aber sollte dem Manne, der vor keinem Verbrechen zurückscheute um seine Ziele zu erreichen, vor seiner Allmacht bange werden.

Er fühlte, daß die Liebe mächtiger sei als der Ehrgeiz, glühender als der Haß, dauernder als die Rache.

Er zitterte vor dieser Liebe.

Zweites Kapitel.

Robert's Liebe.

Robert Coeur betrachtete die Liebe, die Gott ihm ins Herz gegossen hatte, als den Beginn der Strafe.

Er versuchte es gegen diese Liebe anzukämpfen; er vertiefte sich in das Studium, er warf sich den Vergnügungen in die Arme — es war Alles vergeblich.

Herr von Montmorency selbst mußte endlich bemerken, daß mit seinem Geheimschreiber eine Veränderung vorgegangen sei, und er nahm denselben ernstlich ins Verhör.

Robert Coeur gab jedoch nur ausweichende Antworten — er hatte nur einen Gedanken, einen Wunsch, den Gedanken, auf welche Weise es ihm möglich werden würde, in dem Hause des Jean Trémière Zutritt zu erhalten.

Er versuchte es sich der Madame Tourterolle zu nähern und mit Jodelet, den er bei seinen Jagdausflügen begegnet hatte, in nähere Verbindung zu treten.

Er knüpfte mit einem Herrn aus Luzarches, der zwei- bis dreimal wöchentlich im Hause des Herrn Trémière speiste, Bekanntschaft an.

Die Sache ließ sich nicht so leicht machen, wie Robert Coeur glaubte; endlich aber gelang es ihm doch den gewünschten Zutritt zu erhalten.

Jean Trémière nahm den Geheimschreiber des Connetable allerdings mit einiger Kälte auf, als dieser endlich Gelegenheit gefunden hatte sich ihm vorstellen zu lassen; aber zuletzt mußte er sich doch gestehen, daß er nicht im Stande sein werde alle jungen Leute, welche seine Tochter schön und liebenswürdig finden könnten, von seinem Hause fernzuhalten.

Robert Coeur hatte übrigens seine Vorkehrungen derart getroffen, daß es ihm nicht zu schwer fiel das Wohlwollen des alten Herrn zu erwerben.

Er gab sich den Anschein, daß er zwischen den beiden einander feindselig gegenüberstehenden konfessionellen Parteien den Vermittler spiele, und schon dieser Umstand mußte ihm die Gunst des alten Herrn sichern.

Wie aber sollte er das Herz des jungen Mädchens erobern?

Robert hatte Geist — aber es gelang ihm und zwar sehr zu seinem Vortheile, in der Gegenwart des jungen Mädchens sein Licht unter den Scheffel zu stellen.

Dem übermüthigen jungen Manne wurde dadurch der Stempel einer Schüchternheit aufgeprägt, die ihm bei weitem besser anstand als jene Frechheit, die er sonst gewöhnlich zur Schau trug.

Dessenungeachtet gelang es ihm nicht bei Jeanne auch nur einige Theilnahme zu erwecken.

Das junge Mädchen hatte nur Sinn für seine Blumen und seine Tauben — seinen Verehrern schenkte dasselbe nur nebenbei einige Aufmerksamkeit.

Eines Tages war Robert Coeur allein in der Gesellschaft des alten Herrn zurückgeblieben da Jeanne mit ihrer

Gießkanne hinausgegangen war in den Garten, um ihre Rosen durch ein kräftigendes Wasserbad zu erfrischen.

Jean Trémière führte seinen Gast in einen kleinen Salon von welchem aus man das Schloß erblicken konnte, das die Ahnen des Connetable Montmorency auf der Höhe eines Hügels sich erbaut hatten, an welchen seit dem Jahre 1820 die reizende Ortschaft sich anlehnt die heute Enghien-les-Bains heißt.

Er bat den Geheimschreiber sich in diesem Salon niederzulassen und knüpfte dann mit demselben ein Gespräch an über dessen Bedeutung der junge Mann nicht lange im Unklaren sein konnte.

Herr Trémière richtete nach einer kurzen Einleitung an Robert Coeur die Frage, ob er Jeanne liebe?

Der junge Mann hatte keine Ursache seine Liebe zu verbergen; er gestand dem Herrn Trémière offen ein, daß nur seine Befangenheit ihn bisher davon zurückgehalten habe um die Hand des jungen Mädchens sich zu bewerben.

Der alte Herr wies diese Bewerbung nicht unbedingt zurück, er machte jedoch seine Einwilligung von dem Umstande abhängig, daß Jeanne die Liebe des jungen Mannes erwiedere

Das Antlitz Robert's verdüsterte sich, er mußte sich gestehen, daß er nicht im Entferntesten zu der Annahme berechtigt sei bei Jeanne Gegenliebe gefunden zu haben. Sein Aussehen war ein so verzweiflungsvolles, daß Herr von Trémière sich beinahe bestimmt fühlte ihm Muth zuzusprechen.

Er deutete darauf hin, daß die Theilnahme des jungen Mädchens sich ihm ohne Zweifel zuwenden werde, aber es seien noch andere ernstere Momente ins Auge zu fassen, wie

z. B. die Frage, in welcher Weise Robert Coeur sich wohl eine feste Stellung im Leben zu verschaffen gedenke?

Robert verwies auf das Vertrauen welches der Connetable von Frankreich ihm zuwende, und auf den Umstand, daß dieses Vertrauen ihm wohl eine glänzende Zukunft sichere.

„Der Herzog von Montmorency kann plötzlich gestürzt werden," bemerkte Herr Trémière, „und mit ihm müssen alle Jene stürzen, welche sich auf seinen Schultern in die Höhe gehoben haben."

„Herr von Montmorency steht so hoch," antwortete Robert, „daß selbst die Ungnade des Königs ihm nichts anhaben könnte. Mein Ansehen dürfte nur dadurch gewinnen wenn die Stellung des Herzogs eine unabhängigere wäre, als dies gegenwärtig der Fall ist."

„Diese Aussicht hat für mich nichts Verlockendes. Ich begreife nicht wie Sie einigen Werth darauf legen können der Geheimschreiber eines Mannes zu sein, den die ganze Welt haßt. Der Mann, dem ich das Schicksal meiner geliebten Tochter in die Hände legen soll, darf nicht von einem Fürsten abhängen dessen Gunst so wetterwendisch ist wie das Fähnchen das man dort an der Spitze des Thurmes aufgepflanzt hat. Sie sind jung, talentvoll, muthig; Sie müssen selbst der Schmied Ihres Glückes werden."

„Wie soll ich das anfangen?

„Das ist Ihre Sache."

„Ich habe auf dem Schlosse zu Talemond einen berühmten Arzt kennen gelernt der jetzt in Paris eine Schule gegründet hat."

„Ambroise Paré?"

„Er ist's — ich werde ihn aufsuchen — er wird mich unter seine Schüler aufnehmen und in zwei Jahren — Wie aber, wenn Jeanne mich bis dahin vergessen haben sollte?"

„Glauben Sie, daß meine Tochter so leichtfertig ist?"

„Ich darf also hoffen?"

„Ich werde mindestens Ihrer Bewerbung um das Herz meiner Tochter nichts in den Weg legen."

Es wurde beschlossen, daß Robert Coeur schon am nächsten Morgen die Dienste des Connetable verlassen solle, und Jean Trémière ließ seine Tochter aus dem Garten herbeiholen, um ihr die Entschlüsse des jungen Mannes mitzutheilen.

Jeanne war über diese Mittheilungen mehr erstaunt als erfreut und der junge Mann entfernte sich aus dem Hause, das auf ihn eine solche Anziehungskraft geübt hatte, ohne über das Schicksal seiner Liebe völlig beruhigt zu sein.

Es schien ihm, daß er seine geliebte Jeanne zum letzten Male im Leben gesehen habe. Es gab jedoch für ihn auf der Bahn, die er betreten, keinen Halt mehr — er stürmte unaufhaltsam auf derselben vorwärts, ohne Rast und ohne Ruhe und, zum Unglücke für ihn, auch ohne bestimmtes Ziel.

Drittes Kapitel.

Vater und Tochter.

Robert Coeur war, als er das Landhaus des Jean Trémière verließ, so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er einen alten Mann nicht bemerkte, der, auf seinen Stock gestützt, am Rande des Weges dastand und ihm durch ein Zeichen zu verstehen gab, daß er ihm etwas mitzutheilen habe.

Der alte Mann mußte sich dazu entschließen den Geheimschreiber des Connetable anzurufen und dieser hielt erschrocken sein Pferd an, indem er ausrief:

„Ihr seid es, Meister Milvius!"

„Ich selbst," antwortete der Mann mit feierlicher Stimme, „ich bin es, mein junger Freund."

Meister Milvius war der Mann aus Luzarches, mit welchem Robert eine Verbindung angeknüpft hatte, um durch ihn Zutritt in dem Hause des Herrn Trémière zu erhalten.

Robert war über die unwillkommene Erscheinung sehr verstimmt; da er jedoch daran dachte, daß der Magister ihm vielleicht einstens einen Dienst erweisen könne, so stieg er vom Pferde und ließ sich mit dem Magister in ein Gespräch ein.

„Ihr seht in mir einen Menschen, der geradezu in Verzweiflung ist, lieber Meister."

„Und weshalb, wenn ich fragen darf?"

Robert Coeur theilte ihm Alles mit was sich soeben im Landhause des Herrn Trémière ereignet hatte.

Der Magister sprach dem jungen Manne Trost zu und dieser, der, seit er liebte, das Herz auf der Zunge hatte, verhehlte ihm nicht, daß er in die Freundschaft, welche Meister Milvius ihm bisher erwiesen habe, großes Vertrauen setze.

Er bat ihn, daß er den Verlauf der Dinge im Hause des ehemaligen Parlamentsredners genau überwachen und ihm über das, was dort vorgehe, getreulich Bericht erstatten möge.

Meister Milvius versprach in dieser Beziehung sein Bestes thun zu wollen.

Während Robert Coeur seinen Weg trübsinnig fortsetzte, hatten Vater und Tochter Gelegenheit gefunden sich über die Ereignisse der letzten Stunden gegenseitig auszusprechen.

„Du lachst," rief Jean Trémière aus, nachdem Robert Coeur sich so schwermüthig entfernt hatte, „Du empfindest also gar keine Zneigung für diesen armen jungen Mann?"

„Ich liebe Niemanden als Dich, mein Vater."

„Du kommst in das Alter, meine liebe Jeanne, in welchem Deine kindliche Zuneigung bald nicht mehr im Stande sein wird, Dein ganzes Herz auszufüllen, Du mußt hinaus in die Welt."

„Ich werde Dich nie verlassen, theurer Vater."

„Wenn Du Dich verheirathen wirst —"

„Ich werde mich nie verheirathen, wenn ich mich von Dir trennen müßte.“

„Ich werde nicht ewig leben und Du kannst nicht allein zurückbleiben in der Welt. Du bist von Anbetern umschwärmt — da ist zum Beispiel der Vicomte Albert von Noisy —“

„Er ist ein Ehrenmann.“

„Er ist aber von so altem Adel, daß er niemals daran denken könnte Dich zu heiraten.“

„Ich achte ihn außerordentlich, aber es ist mir niemals beigefallen, seine Frau zu werden.“

„Und Robert Coeur?“

Jeanne schüttelte ihr Haupt mit so unnachahmlicher Grazie, daß der alte Herr selbst darüber lächeln mußte.

„Du weißt, daß er um Deine Hand anhielt und daß ich nicht abgeneigt wäre —“

„Ich würde Deinen Befehlen gehorchen, Vater, aber lieben könnte ich den Mann nicht.“

„Hast Du gegen ihn eine bestimmte Abneigung, wie Madame Martine oder wie der gute Jodelet, der sich vor ihm fürchtet?“

Jeanne lachte aus vollem Halse.

„Ich fürchte mich nicht vor ihm, aber er flößt mir durchaus kein Vertrauen ein. Sein Gesicht hat etwas so Finsteres. Ich fürchte, daß seine Brust ein düsteres Geheimniß birgt und ich könnte keinem Manne vertrauen, der — Auch Madame Tourterolle sagt, daß er —“

„Die alte Schwätzerin!“

Herr Trémière ließ die alte Frau herbeiholen und diese, welche keineswegs so schüchtern war wie der gute Jodelet, zeigte schon durch ihr Auftreten, daß ihr die Ursache nicht unbekannt sein mochte, welche den alten Herrn bestimmte, sie herbeizurufen, und daß sie entschlossen sei, ihm mit aller Entschiedenheit die Spitze zu bieten.

„Madame Martine," sagte Jean Trémière, „könnte ich nicht erfahren, was Sie gegen Herrn Robert Coeur einzuwenden haben?"

„Was ich gegen ihn einzuwenden habe? sagte Frau Martine, welche als Witwe eines Sergeanten nicht gewohnt war ein Blatt vor den Mund zu nehmen; „ich möchte ihm nicht rathen, daß ich etwas gegen ihn einzuwenden hätte — ich würde mit diesem jungen Herrn einen kurzen Prozeß machen."

„Wissen Sie wohl, daß dieser junge Herr der künftige Gemahl unserer kleinen Jeanne ist?"

„Ich habe es nicht gewußt, aber ich bin froh, daß ich es noch zur rechten Zeit erfahren habe. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird dieses Unglück von dem Haupte unserer lieben Jeanne fern zu halten."

„Sie müssen aber doch selbst zugeben, daß der junge Mann Ihnen nie etwas zu Leide that."

„Ich gebe es zu — aber das ist noch kein Grund unsere arme Jeanne mit ihm zu verheirathen. Ich halte ihn für einen Verräther."

Herr Trémière gab sich keine Mühe bei der Witwe des Sergeanten nach Gründen für ihre Voraussetzung zu forschen, aber der Widerwillen, den sie gegen Robert hegte, machte ihn

nachdenklich und er war froh, daß er dem jungen Manne auf das Entschiedenste erklärt hatte, es sei vor Ablauf von zwei Jahren nicht an diese Verbindung zu denken.

Robert Coeur hatte mittlerweile dem Connetable angekündigt, daß er dessen Dienste verlassen werde.

Der Herzog von Montmorency, welcher den Entschluß seines Geheimschreibers sich nicht erklären konnte, wollte Anfangs gegen die Ausführung desselben Einwendungen erheben. Da er jedoch kein Recht hatte den jungen Mann bei sich zurückzubehalten, so ließ er ihn endlich ziehen.

Robert Coeur reiste nach Paris ab ohne nochmals nach Ecouen zurückzukehren.

Drei Wochen nach dessen Abreise erhielt Jean Trémière einen Besuch, der ihn nicht wenig in Erstaunen setzte.

Als er eines Abends in seinem Arbeitszimmer beschäftigt war, bemerkte er, daß Jodelet sich in den Garten flüchtete und er hörte, daß Madame Martine einen Schrei des Entsetzens ausstieß.

Er blickte zur Thüre hinaus und sah im Vorzimmer eine riesige Gestalt, die in einen langen schwarzen Mantel gehüllt war.

Der Mann, welcher ein langes Schwert an der Seite hatte, drückte seinen schwarzen Filzhut tief auf die Stirne herab.

„Was wünschen Sie, Herr?" frug Jean Trémière.

„Sind Sie der Advokat Herr Trémière?"

„Ja."

„Könnte ich Sie wohl auf kurze Zeit ohne Zeugen sprechen?"

„Gewiß. Ich bitte nur zu entschuldigen, daß meine Leute Ihnen gegenüber sich so unschicklich benahmen."

„Das hat nichts zur Sache. Ich bin daran gewöhnt, daß die Leute sich vor mir entsetzen."

Der Fremde folgte dem Advokaten in sein Schreibzimmer und legte daselbst seinen Hut ab. Der alte Herr konnte nun erkennen, daß die Gesichtszüge des Fremden mild und sanft waren, daß jedoch dessen Augen in einem ganz unheimlichen Feuer erglühten.

„Sprechen Sie," sagte Jean Trémière, „ich stehe zu Ihrer Verfügung."

„Man sagt, daß Sie ein ehrlicher Mann sind, und Ihr Gesicht bestätigt das allgemeine Urtheil, das man über Sie fällt. Ich muß Sie um einen Rath bitten."

„Sprechen Sie."

„Eines Tages, es ist lange her, wurde einem jungen Mädchen Gewalt angethan. Die Unglückliche konnte die Bedeutung dieses Unglückes nicht völlig ermessen — sie wurde die Gemalin einer hochgestellten Persönlichkeit, die unmittelbar nach der Trauung in den Krieg zog. Der Gemal war aus diesem Kriege noch nicht zurückgekehrt, als die arme Frau einen Sohn gebar und starb, nachdem sie ihrem Gatten brieflich Alles gestanden und ihm mitgetheilt hatte, daß der Sohn, den sie geboren hatte, ihr im Tode vorangegangen sei. Das Kind war aber nicht gestorben — es wurde von einer Dienerin auferzogen und befindet sich heute noch am Leben. Haben Sie mich verstanden?"

„Gewiß, Sie hätten nicht klarer und verständlicher sprechen können, als Sie es thaten."

„Der Witwer jener Unglücklichen hat sich später wieder verheiratet. Er hat zwei Söhne und befindet sich im vollen Besitze des reichen Erbes, das seine erste Frau ihm hinterließ. Kann das Kind, welches die verstorbene Gemalin dieses hohen Herrn heimlich gebar und das sich noch am Leben befindet, Ansprüche auf das Erbe seiner Mutter erheben?"

Herr von Trémière erwiderte zögernd: „Handelt es sich hier um eine Thatsache oder bloß um einen interessanten juridischen Fall?

„Der Elende, der das junge Mädchen schändete, war der Marquis von Bazas, die Unglückliche, deren Lebensglück so frevelhaft vernichtet wurde, hieß Diana von Villandraut, der Gemal, der ihr Erbe an sich riß, ist der Herzog von Montmorency und der Sohn der Diana von Villandraut, welcher dieses Erbe reklamirt, bin ich."

„Wäre es möglich!" rief Jean Trémière erblassend aus.

„Es ist so."

„Haben Sie Beweise für Ihre Behauptungen?"

„Die Frau, welcher meine Mutter mich anvertraute, befindet sich noch am Leben, sie heißt Nicola Halluin —"

„Das ist nicht genügend."

„Meine Mutter hinterließ ein Schreiben, in welchem sie mich als ihren Sohn anerkennt."

„Wo ist es."

„Es gelang dem Herzoge von Montmorency, dasselbe meinen Händen zu entlocken."

„Er wußte also, daß dieses Schreiben vorhanden sei?"

„Leider ja. Können Sie sich noch an die Niedermetzelung der Hugenotten am Gestade des Meeres bei Aureillan erinnern?"

„Gewiß. Diese Schandthat des Connetable ist zu bekannt —"

„Ich werde Ihnen die Gründe derselben sofort auseinandersetzen. Der Connetable von Frankreich hatte mir versprochen mich und meine Glaubensbrüder, die Hugenotten der Guyenne, ungefährdet bis an das Ufer des Meeres ziehen zu lassen, wenn ich ihm den Brief meiner verstorbenen Mutter überlasse. Ich willigte ein, um meine Brüder zu retten — ich legte als wir das Ufer des Meeres erreicht hatten und wir gerettet schienen den Brief meiner Mutter in die Hände eines Verräthers und bald darauf begann das Gemetzel."

„Wer war dieser Verräther?"

„Robert Coeur, der Geheimschreiber des Connetable."

Jean Trémière erbebte.

„Robert Coeur hat Sie und Ihre Brüder verrathen!" rief er entsetzt aus.

„Er ließ, nachdem ich ihm den Brief meiner Mutter vertrauensvoll übergeben hatte, uns wie Hunde zusammenschießen."

Jean Trémière verbarg sein Gesicht verzweiflungsvoll in den Händen. „Vergeben Sie mir," sagte er hierauf, „diese Bewegung, deren Bedeutung Sie nicht ermessen können. Wir werden sehr vorsichtig zu Werke gehen müssen, denn der Herzog von Montmorency würde den Brief Ihrer Mutter sofort vernichten, wenn er auch nur im Entferntesten ahnen könnte,

daß wir auf das Vorhandensein desselben noch irgend eine Hoffnung setzen."

„Ich begreife Ihre Besorgnisse vollkommen."

„Hat außer Ihnen, der Nicola Halluin, dem Connetable und seinem Geheimschreiber noch irgend Jemand Kenntniß von diesem Briefe?"

„Außer den Genannten hatte, soviel ich weiß, nur ein einziger Mann den Brief in seinen Händen."

„Wer ist dieser Mann?"

„Der Kapitän Roland von Ferrouillac."

Viertes Kapitel.

Jean Trémière's Entschlüsse.

Jean Trémière erbebte von Neuem, als er den Namen unseres würdigen Freundes Roland aussprechen hörte.

„Wer ist dieser Ferrouillac?"

„Der Chef der Militärkanzlei des Connetable."

„Wie haben Sie diesen Mann kennen gelernt?"

„Er gehörte zu den Unsern, ehe der Connetable ihn in sein Lager lockte. Er war es, der beim Wolfssprung die Reiter des Connetable in die Flucht schlug und das Schloß Talemond im Sturme nahm."

Jean Trémière konnte über die Leichtigkeit, mit welcher der tapfere Kapitän aus einem Lager in das andere übergegangen war, sich eines spöttischen Lächelns nicht enthalten.

„Ich glaube ihn zu kennen," sagte er, „ein martialischer Kopf, stechende Augen, einen großen Schnurrbart —"

„Er ist's."

„Wir werden über ihn gleich Näheres erfahren. Madame Martine!"

„Was befehlen Sie?" rief die alte Frau, welche nur zögernden Schrittes sich in das Zimmer wagte.

„Kennst Du einen Offizier Namens Ferrouillac?"

„Den Kapitän Roland? Ob ich ihn kenne! Die ganze Welt kennt ihn. Auch mein seliger Sergeant hat ihn gekannt und der Kapitän ihn. Er war immer sehr leutselig, der Capitän."

„Gut, Madame Martine, Du kannst gehen."

„Er zählt, wie es scheint, nicht zu den Schlimmsten," sagte der Advokat. „Haben Sie den Inhalt des Briefes Ihrer Mutter im Gedächtnisse?"

Der Fremde — den wir nun wieder Jean von Villandraut nennen wollen — theilte dem Advokaten den Inhalt des Briefes mit und dieser schien die Bedeutung desselben wohl zu erkennen.

„Sie legen großen Werth darauf, das Erbe Ihrer Mutter den Händen des Connetable zu entreißen?" frug er sinnend.

„Ja. Als ich glaubte, durch Verzichtleistung auf dasselbe meine Glaubensbrüder retten zu können, fügte ich mich willig in die Umstände. Ich wollte nach England segeln, wo ich viele

Freunde habe und mir dort eine neue Existenz gründen. Der Mann, welcher der Gemal meiner armen Mutter war, hat uns aber auf schmähliche Weise hintergangen. Ich will ihn dafür strafen, indem ich das große Vermögen, das meine Mutter hinterließ, seinen habgierigen Händen entreiße. Es soll dazu dienen meinen Glaubensbrüdern, welche dem Gemetzel bei Aureillan glücklich entgingen, in England eine unabhängige Zuflucht zu sichern."

Jean Trémière reichte gerührt dem Propheten seine beiden Hände hin.

„Ich bin im Augenblicke weder Advokat," sagte er, „noch Parlamentsmitglied, aber Diejenigen, welche Ihnen sagten, daß ich ein ehrlicher Mann bin, haben Ihnen die Wahrheit gesagt. Ich werde daher gerne Ihre Angelegenheit in die Hände nehmen und ich hoffe, daß Gott mich bei meinen Bemühungen unterstützen werde."

Der Sohn der Diana von Villandraut drückte dem ehemaligen Advocaten auf das Herzlichste die Hand.

„Wir werden siegen," sagte derselbe, „die Ehrlichkeit und das Recht sind auf unserer Seite."

„Vor allem Anderen müssen wir uns hüten eine Unvorsichtigkeit zu begehen. Sie dürfen sich hier nicht sehen lassen."

„Ich werde in jeder Beziehung Ihrem Rathe folgen."

„Ich habe in der Normandie eine kleine Besitzung; Sie können daselbst die weitere Entwicklung der Dinge abwarten, Vielleicht ist es jedoch besser, wenn Sie sich in Paris verbergen. Vielleicht könnte Sie die alte Frau zu sich nehmen, die einst die Dienerin und Vertraute Ihrer verstorbenen Mutter war."

„Ich habe sie aus der Guyenne abgeholt, sie erwartet mich in St. Denis."

„Haben Sie Freunde in Paris?"

„Nein. Ich werde mich bei dem Bruder eines meiner Glaubensgenossen niederlassen und ich glaube dort sicher geborgen zu sein."

„Geben Sie mir dessen Adresse; ich werde Sie in einigen Tagen dort aufsuchen."

„Der Mann heißt Bernhard der Gaucher und ist ein Gewürzhändler in der Straße St. Julien-le-Pauvre."

„Welchen Namen werden Sie sich in Paris beilegen?"

„Sie brauchen nur nach Jean le Maingre zu fragen."

„Das war einst der Beiname des Marschalls Boucicaut. Jetzt aber werden Sie mir erlauben Sie als einen Freund meines Hauses zu betrachten und Ihnen ein Anerbieten zu machen, welches Sie hoffentlich nicht ablehnen werden —"

„Ich danke Herr, ich bedarf in keiner Weise Ihres Beistandes; leben Sie wohl!"

Jean le Maingre, wie wir ihn nun nennen wollen, zog aus dem Hause des Ex-Advocaten sich zurück, während dieser sich den ernstesten Betrachtungen hingab.

„Der Connetable ist allerdings grausam, blutgierig, geizig und tyrannisch, aber ich fürchte, daß er in dieser Beziehung das Opfer fremder Niederträchtigkeit war. Wer weiß, was man ihm Alles vorspiegelte um ihn zu täuschen. Ich bin überzeugt, daß ein Montmorency es nicht auf einen Skandalprozeß werde ankommen lassen, welcher die Frau, die er einst liebte, der öffentlichen Skandalsucht preisgibt. Ich

werde mit ihm sprechen und es versuchen, die Sache auf gütlichem Wege mit ihm zu schlichten."

Der Ex-Advokat hatte bisher nur sehr wenig um seinen erlauchten Nachbarn sich bekümmert. Er mußte daher bei Madame Martine Erkundigungen über denselben einziehen und er erfuhr von derselben, daß der Herzog von Montmorency für den Augenblick eine Wohnung im Louvre bezogen habe.

Jean Trémière reiste am zweitnächsten Tage nach Paris ab.

Madame Martine und Jeanne begleiteten ihn bis Luzarches.

Nach seiner Ankunft in Paris ließ es der Ex-Advokat sich angelegen sein den Robert Coeur aufzusuchen und es gelang ihm endlich denselben ausfindig zu machen.

Jean Trémière wußte das Gespräch auf die Vorgänge im Schlosse Talemond zu lenken und es gelang ihm bald, den jungen Mann zu dem Geständnisse zu nöthigen, daß in der That daselbst ein Prätendent aufgetaucht sei, der auf den Nachlaß der Villandrauts Ansprüche erhoben habe. Die Schuld des Connetable in Bezug auf das Gemetzel bei Aureillan stellte jedoch Robert Coeur entschieden in Abrede. Er erklärte, daß ein Reiterofficier, der von der Convention keine Kenntniß hatte, in dieser Beziehung eigenmächtig vorgegangen sei.

Jean Trémière nahm diese Mittheilungen schweigend hin; Robert Coeur konnte aber wohl erkennen, daß bei seinem künftigen Schwiegervater eine Verstimmung eingetreten sei, die er sich nicht erklären konnte. Von der Bedeutung

aber, welche derselbe dem Briefe der Diana von Montmorency beilegte, hatte Robert Coeur keine Ahnung.

In Jean Trémière war übrigens gegen Robert Coeur das heftigste Mißtrauen erwacht und er hütete sich daher wohl demselben mitzutheilen, daß Jean von Villandraut sich in Paris befinde.

Im Uebrigen konnte der alte Advokat trotz seiner Gewandtheit in derlei Dingen den ehemaligen Geheimschreiber des Connetable zu keiner Aeußerung verleiten, welche im Stande gewesen wäre ein Streiflicht auf seinen Charakter zu werfen.

Jean Trémière beschränkte sich daher darauf über die künftigen Beziehungen Robert's zu der schönen Jeanne schweigend hinwegzugehen.

Die Hoffnung, welche der Advokat gehegt hatte, den Herzog von Montmorency sprechen zu können, sollte übrigens nicht so rasch in Erfüllung gehen.

Der Herzog war eben damit beschäftigt eine Armee gegen die Spanier zu organisiren. Diese Organisation kostete ihm viel Zeit und Mühe.

Jean Trémière mußte einen günstigen Augenblick abwarten sich beim Herzoge eine Audienz zu verschaffen und er benützte die Zeit des Wartens dazu die Neubauten und Rekonstruktionsarbeiten in Paris zu besichtigen.

So sah er die Inschrift mit welcher die Zeitgenossen den Louvre geschmückt hatten und in welcher König Heinrich II. als „der christlichste und frömmste Sohn der Kirche" gepriesen wurde!

Er grüßte die Abtei Saint-Victor mit einem Blicke und verschmähte es nicht den ersten Quai den man in Paris angelegt hatte und den man den Quai de la Gloriette nannte, zu besichtigen.

Fünftes Kapitel.

Bernhard der Gaucher.

Jeanne Trémière war lange Zeit von Paris abwesend gewesen und betrachtete sich Alles auf das Genaueste. Er konnte unter diesen Umständen nicht bemerken, daß er auf Schritt und Tritt von einer Person verfolgt werde, deren unscheinbares Aeußere übrigens kaum seine Aufmerksamkeit erregen konnte.

Als er jedoch eines Tages in sein Absteigequartier in der Straße St. Etienne zurückkehrte, war es ihm doch aufgefallen, daß ein Mann, der hinter ihm einherging, seine Schritte beinahe vollständig nach den seinen einrichtete und sogar stehen blieb, wenn Jean Trémière einen Augenblick auf seinem W°ge innehielt.

Er kehrte sich rasch um, konnte jedoch nichts Verdächtiges entdecken. Er bekümmerte sich auch nicht weiter um diesen Vorfall, da er soeben die Nachricht erhalten hatte, daß

Herr von Montmorency ihm für den nächsten Tag eine Audienz bewilligt habe.

Er ging nach Hause und begab sich am nächsten Morgen voll von frohen Hoffnungen nach dem Louvre.

Der Connetable empfing ihn sehr freundlich; als er jedoch erfuhr, daß Herr Trémière in Angelegenheit des „Bastard von Villandraut“ zu ihm gekommen sei, schnitt er ihm das Wort kurzweg ab.

„Ich weiß, was er will, Pater noster. Der arme Teufel war gestern bei mir, er hat mir erzählt, daß er in Ecouen mit Ihnen gesprochen hat. Es ist etwas Wahres an der Geschichte, die er Ihnen erzählte; der gute Mann sieht sich aber die Sachen in einem zu rosigen Lichte an. Sie müssen selbst bemerkt haben, daß er etwas überspannt ist.“

Der Advokat erinnerte sich an den Eindruck, den das erste Erscheinen des Jean le Maingre auf ihn gemacht hatte, und er mußte sich gestehen, daß der Connetable nicht ganz Unrecht habe.

„Der Bastard ist nicht mehr in Paris,“ fuhr der Connetable fort, „ich habe ihn gestern nach der Guyenne zurückgeschickt, wo er auf Schloß Talemond mit seiner alten Amme hausen kann, die ebenso verrückt ist als er. Es soll ihnen dort an nichts fehlen, aber sie sollen es nicht wagen, nach Paris zurückzukehren, denn ich würde sie sofort einsperren lassen. Auf Wiedersehen, lieber Herr Trémière!“

Jean Trémière verließ ziemlich bestürzt das Louvre — er mußte vor allem Anneren wissen, was den Sohn der Diana von Villandraut bestimmt hatte aus seiner Verborgen-

heit hervorzutreten, und er richtete daher seine Schritte nach dem Petit-Pont, wo Jean von Villandraut gewohnt hatte.

Das Verkaufsgewölbe des Spécereiwaaren-Händlers Bernhard der Gaucher war bald gefunden.

Ein kleiner Mann von sechzig Jahren mit verkrümmten Beinen und einem breiten bärtigen Gesichte kam ihm mit der Frage entgegen, womit er ihm dienen könne?

„Sind Sie Bernhard der Gaucher?"

„Ja."

„Könnte ich nicht mit dem Fremden, der seit einiger Zeit bei Ihnen wohnt, ein paar Worte sprechen?"

Bernhard Gaucher erklärte, daß der Fremde in Begleitung einer alten Frau am vorhergehenden Abende nach der Guyenne abgereist sei.

Jean Trémière ließ sich scheinbar durch diese Mittheilung beschwichtigen. Er bemerkte nicht das boshafte Lächeln, mit welchem Bernhard der Gaucher ihm nachsah, als er den Laden verließ.

Der Advokat mochte jedoch den Worten des Gewürzkrämers nicht völlig trauen — er machte einen kleinen Umweg und trat dann in ein Wirthshaus ein, das von dem Verkaufsgewölbe Bernhard des Gauchers nur durch ein Gäßchen getrennt war.

Er ließ sich ein Glas Wein reichen und eine Gesellschaft von Reitern, die an einem Nebentische zechten, fesselte bald seine ganze Aufmerksamkeit.

„War es der „Englische Gruß", der Euch bei dieser Gelegenheit commandirte?" sagte eine rauhe Stimme.

„Nein, es war der Spalatrone."

„Hattet Ihr viel zu thun?“

„Mit der alten Frau gerade nicht, aber das Skelett wehrte sich ganz entsetzlich. Ich weiß nicht, ob es uns gelungen wäre, den Mann zu bändigen, wenn der Gewürzkrämer uns nicht zu Hilfe gekommen wäre.“

„Was ist mit den Beiden geschehen?“

„Sie sind versorgt und aufgehoben — man wird nicht so bald wieder von ihnen reden hören.“

Der Advokat hatte genug vernommen, er legte einen Frank auf den Tisch, verließ das Wirthshaus und warf im Vorübergehen noch einen Blick auf den Laden des Gewürzkrämers.

Derselbe ging lächelnd im Verkaufsgewölbe auf und ab.

„Elende Leute, das,“ murmelte der Advokat, „sie bekümmern sich gar nicht um die Erbärmlichkeiten zu deren Ausführung man sie als Werkzeuge heranzieht.“

Der Advokat begab sich zu einem einstigen Berufsgenossen, dem nunmehrigen Präsidenten Christof von Harley, dessen Familie aus der Frau des Präsidenten, dessen Sohn Achilles, der später zu so hohem Ruhme gelangte, und einem kleinen Mädchen bestand, das später der Geschichtsschreiber de Thou heiratete.

Der ehemalige Genosse des Präsidenten wurde von der ganzen Familie mit großem Jubel begrüßt. Nachdem man gemeinsam das Mahl eingenommen hatte, erzählte Jean Trémière dem Präsidenten die Gründe die ihn bestimmt hatten nach Paris zu reisen und Alles, was er mittlerweile über das Schicksal des „Bastards von Villandraut“ erfahren hatte.

Der Präsident versprach, sich des Verfolgten redlich anzunehmen. Man könne allerdings nicht offen gegen den Connetable auftreten, der im Augenblicke unentbehrlich sei, es werde jedoch die Zeit kommen, in welcher es gelingen werde, dem Rechte zum Siege zu verhelfen.

Jean Trémière verließ ziemlich entmuthigt den Präsidenten und ließ sich in einem Tragsessel, der vorn und hinten von einem Pferde getragen wurde, nach Ecouen zurückbringen.

Es war Nacht, als der Advokat wieder vor seinem Landhäuschen anlangte.

Sechstes Kapitel.

Im Walde von Montmorency.

Jean Trémière fühlte sich wesentlich erleichtert, als er beim Verlassen der Sänfte wieder die herrliche Landluft athmete, die er so lange hatte entbehren müssen.

Seine Freude sollte jedoch nicht lange dauern, denn er hatte kaum seinen Tragsessel verlassen, als Jodelet mit allen Zeichen tiefsten Bedauerns an ihn herantrat.

„Armer Herr," rief er einmal um das anderemal aus „wie froh bin ich, daß Sie wieder hier sind. Wir haben uns Ihretwegen so sehr geängstiget."

„Meinetwegen? Ja weshalb denn?"

„Sind Sie denn nicht auf der Reise verunglückt?

„Ich wüßte nicht wie?"

„Dann hat man uns Alle zum Besten gehalten."

„Ja, was ist denn geschehen! Wo ist meine Tochter, wo ist Madame Martine?"

„Wie? Sind dieselben nicht mit Ihnen zurückgekehrt?"

„Wie hätten sie denn mit mir zurückkehren sollen. Waren sie denn fort von hier?"

„Jawohl; sie sind Ihnen entgegengeeilt, als sie erfuhren, daß Sie verunglückt seien."

„Wer hat Euch denn diesen Bären aufgebunden?"

„Es kam vor ungefähr zwei Stunden ein Mann zu uns, der Fräulein Jeanne zu sprechen begehrte. Er theilte dem Fräulein mit, daß Sie im Walde von Montmorency verunglückt seien, und Fräulein Jeanne machte sich in Begleitung der Madame Martine und des fremden Mannes sofort auf den Weg, um Ihnen Hilfe zu bringen."

Jean Trémière erbleichte. „Nimm Deine Kugelbüchse!" rief er dem erstaunten Diener zu, „und hole mir meine Pistolen. Wir müssen uns beeilen, wenn wir nicht zu spät eintreffen wollen."

Die Mittheilungen Jodelet's beruhten in der That auf Wahrheit.

Bald nach Eintritt der Nacht hatte ein Landmann die Mittheilung überbracht, daß Herr Trémière im Walde von Montmorency verunglückt sei.

Die beiden Frauen säumten keinen Augenblick dem Landmanne der ihnen die Botschaft überbracht hatte, zu folgen

und nachdem sie eine halbe Stunde Weges in der Richtung nach Paris zurückgelegt hatten, kamen sie zu jener Straße die nach dem Schlosse von Montmorency führt.

Die Luft war frisch, das Dunkel der Nacht wurde durch den Mond, der eben aufgegangen war, etwas erhellt, man eilte rasch dahin, denn man gab sich in Bezug auf den Unfall, der dem alten Herrn angeblich zugestoßen war, sehr ernsten Besorgnissen hin.

„Ist es noch weit?" frug Jeanne ihren Führer, nachdem sie noch eine Strecke Weges zurückgelegt hatten.

„Nein, wir werden gleich zur Stelle sein."

In diesem Augenblicke sprengten zwei vermummte Reiter heran, deren einer auf Jeanne zuritt und sie auf sein Pferd hob, während der andere mit Hilfe des Landmannes sich der alten Madame Tourterolle zu versichern suchte.

Die Reiter wollten mit ihrer Beute soeben den Weg in den Wald einschlagen, als ein dritter Reiter heransprengte und ihnen den Rückzug abschnitt.

„He, hollah! was gibt's hier, ich glaube Ihr wollt dieses Mädchen entführen. Dieses Vergnügen soll Euch verleidet werden!"

Der Reiter zog sein Schwert und jener, der die Madame Martine erfaßt hatte, ließ seine Beute zur Erde gleiten, um sich zu vertheidigen.

Der Retter in der Noth feuerte jedoch sein Pistol auf ihn ab und einer der beiden Frauenräuber stürzte tödtlich getroffen vom Pferde.

„Jetzt kommt die Reihe an uns!" rief der Retter dem zweiten Vermummten zu, indem er kräftig auf ihn einhieb.

Auch er ließ seine Beute zur Erde gleiten; Jeanne war jedoch über das Vorgefallene so entsetzt, daß sie bewußtlos zu Boden sank.

Der fremde Reitersmann führte eine gute Klinge; er hatte auch den zweiten Vermummten bald entwaffnet, nachdem er ihm einen Kopfhieb versetzt hatte, der die Gesichtsmaske des Reiters durchdrang, so daß aus derselben bald das helle Blut des Verwundeten hervorrieselte.

In diesem Augenblicke stürzte das Pferd des tapferen Ritters. Derselbe hatte kaum Zeit, sich aufzuraffen, als der angebliche Landmann sich an ihn herandrängte und ihn mit seinem Dolche leicht verwundete.

Derselbe wollte eben zu einem zweiten Stoße ausholen, als er, von rückwärts getroffen, zusammenbrach.

Ein vierter Reiter war nämlich unerwartet auf dem Kampfplatz erschienen und hatte sofort für den Einen Partei ergriffen, der sich so mannhaft gegen Dreie vertheidigte.

„Donnerwetter!" rief derselbe aus, ich werde Euch mores lehren, Ihr Kerle. Drei gegen Einen. Pfui Teufel, schämt Ihr Euch denn nicht, und noch dazu vermummt."

„Wir wollen doch sehen, wer hinter diesen Masken steckt," fuhr der tapfere Kommandeur Roland von Ferrouillac — der vierte Reiter war er — aus, indem er jenem Reiter sich näherte, der von dem jungen Rittersmanne einen Hieb über's Gesicht erhalten hatte.

Dieser wollte es jedoch nicht auf einen weiteren Kampf ankommen lassen. Er gab seinem Pferde die Sporen und eilte in der Richtung gegen das Schloß Montmorency davon.

Bald hörte er jedoch den schweren Tritt der uns wohlbekannten Jezabel hinter sich, die allerdings nicht sehr leichtfüßig, aber dafür so groß war, daß sie mit ihren langen Beinen bald das kleine Pferd des Vermummten erreicht hatte.

Der Fliehende erkannte, daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken sei. Er hielt sein Pferd an, nahm die Maske vom Gesicht und rief seinem Verfolger zu:

„Ich ergebe mich, Herr Kommandeur von Ferrouillac!"

„Alle Wetter, der Baron von Seneuil!" rief dieser aus

„Ja, ich bin's und ich habe alle Ursache, Ihnen für den Dienst zu danken, den Sie mir erwiesen haben."

„Ich? Ich wüßte nicht welchen? es wäre denn dieser naß ich Sie verhinderte, eine Handlung zu begehen, die eines Edelmannes unwürdig ist."

„Haben Sie sich auf die Seite der Moralisten geschlagen, lieber Kommandeur?"

„Kennen Sie denn nicht das Sprichwort: Wenn der Teufel alt wird —"

„So lernt er beten. Ich bin aber noch nicht alt genug zu diesem Geschäfte und Sie müssen mir daher schon erlauben doch einige zwanzig Jahre den Teufel zu spielen."

Siebentes Kapitel.

Der Retter.

„Welchen Dienst sollte ich Ihnen also erwiesen haben?“ fuhr Roland von Ferrouillac fort.

„Sie haben mich von diesem Schurken, dem Laurent' befreit.“

„Er also war es, den mein Streich getroffen hat! Ich denke, daß er sich nicht so bald von demselben erholen wird.“

„Er war es, der mich dazu verleitete, diese Entführung in Scene zu setzen. Das junge Mädchen gefiel mir und da ich die schöne Jeanne nicht heiraten konnte, so mußte ich trachten, auf andere Weise mein Ziel zu erreichen. Die Sache ging jedoch schief, denn der Reiter, der uns auf so unwillkommene Weise überrumpelte, führte eine Klinge, wie ich sie nicht bald bei irgend einem Anderen getroffen habe. Er hat alle meine Hiebe mit wunderbarer Geschicklichkeit parirt.“

„Auch meinen famosen Florentinerhieb?“

„Ja, zweimal.“

„Dann kann er nur einer meiner Schüler sein. Kannten Sie ihn nicht?

„Nein,“ antwortete Baron von Seneuil, sich das Blut von der Stirne wischend, „aber ich werde mir den Hieb merken, den er mir gegeben hat.“

„Wohin reiten Sie jetzt?

„Nach Montmorency. Der Connetable hat mich eingeladen, daselbst einige Zeit zu verweilen, während er über mein Hotel in Paris anderweitig verfügte. Sie aber, Herr Kommandeur, woher kommen Sie auf so unerwartete Weise?“

„Aus der Normandie. Der Connetable hatte mich mit einem Auftrage für seinen Sohn, den Herzog von Damville, betraut; er solle sofort mit allen seinen Leuten zur Armee abgehen. Ein äußerst liebenswürdiger junger Mann, der Herzog von Damville.“

„Er ist beinahe noch ein Kind.“

„Aber ein vielversprechendes. Kommen Sie, Baron, wir wollen gemeinsam nach Montmorency zurückkehren und des Abenteuers vergessen, das uns hier zusammenführte. Sie werden mir erzählen, wie Sie auf den dummen Gedanken kamen, das junge Mädchen zu entführen. Nichts für ungut, Baron, ich bin auch einmal so dumm gewesen — heute aber ist mir ein gutes Glas Wein lieber als ein galantes Abenteuer.“

Während der Baron von Seneuil dem Kommandeur von Ferrouillac erzählte, wie er auf die „dumme Idee“ kam, die schöne Jeanne zu entführen, war Jean Trémière in Begleitung Jodelet's auf dem Schauplatz des eben geschilderten Abenteuers erschienen.

Als er seine Tochter, die sich mittlerweile völlig von ihrem Schrecken erholt hatte, wiedersah, stieß er einen Freudenschrei aus. Er hatte im ersten Augenblicke nicht bemerkt, daß Jeanne vor einem jungen Manne kniete und den blutenden Arm desselben mit ihrem Sacktuche verband. Die in derlei Dingen nicht ganz unerfahrene Madame Tourterolle

leistete ihr hierbei anerkennenswerthen Beistand. Sie erschöpfte sich hierbei in Lobeserhebungen über die Ritterlichkeit und die Tapferkeit des jungen Mannes.

Als Jeanne ihren Vater herannahen sah, erhob sie sich, ging demselben entgegen und unterrichtete ihn von Allem, was vorgefallen war.

Der alte Herr dankte dem Fremden in warmen Ausdrücken für die Ritterlichkeit, die er bewiesen hatte, und bat ihn um seinen Namen.

„Ich heiße Denis Vaillant."

„Nun denn, Herr Vaillant, ich hoffe, daß Sie, wenn Sie hier ein Fremder sind, mein Haus fortan als das Ihrige betrachten werden."

„Ich bin hier ein Fremder."

„Sie waren es — von jetzt an aber betrachte ich Sie als meinen Sohn. Sie haben die Ehre meines Kindes gerettet und haben sonach die gerechtesten Ansprüche auf meine Dankbarkeit. Ich heiße Jean Trémière und war ehedem Advokat."

„Ich werde für heute die Gastfreundschaft annehmen, die Sie mir in so ehrender Weise anbieten" — sagte Vaillant bewegt — „morgen aber werde ich meine Reise wieder fortsetzen."

Die Stimme des Fremden machte auf Jeanne einen tiefen Eindruck; es schien ihr, daß jedes Wort, welches er sprach, in ihrem Herzen einen Widerhall finde.

„Weshalb wollen Sie uns so bald verlassen?" frug sie bewegt. „Ich habe die Züge meines Retters kaum gesehen und ich möchte doch, daß sie sich für immer meinem Gedächtnisse einprägen."

Die Worte des jungen Mädchens berührten in dem Herzen Vaillant's eine Saite, die in demselben noch niemals angeklungen hatte.

Die kleine Gesellschaft trat sodann den Rückweg nach Ecouen an und sie traf daselbst ohne weiteren Zwischenfall ein.

Madame Martine brachte sofort das Speisezimmer in Ordnung und Jeanne konnte nun beim hellen Glanze der Kerzen das Gesicht ihres jungen Freundes genauer betrachten.

Denis Vaillant mochte kaum zweiundzwanzig Jahre alt sein. Er war groß und von sehr gefälligen Formen; sein Gesicht war von einer bewunderungswürdigen Offenheit und Ehrlichkeit; eine leichte Narbe, die er am Halse trug, ließ erkennen, daß er einem ernsten Kampfe nicht leicht aus dem Wege ging.

Die Kleidung des jungen Mannes war einfach aber geschmackvoll — die düsteren Farben derselben paßten ganz wohl zu der umwölkten Stirne Vaillant's.

Während Jeanne diese Bemerkungen machte, wurde Denis Vaillant von der wunderbaren Schönheit des jungen Mädchens förmlich geblendet. Er hatte niemals, selbst im Traume nicht, ein Wesen gesehen, das so bezaubernd schön gewesen wäre, als Jeanne Trémière.

Aber auch der alte Herr ward durch die äußere Erscheinung seines Gastes eben so befriedigt wie durch dessen ritterliches Benehmen.

Er richtete, ohne zudringlich zu sein, an seinen Gast die Frage, ob er nicht aus dem Süden Frankreichs gebürtig sei.

„Ja," antwortete Denis Vaillant, „ich mußte mich aus der Gegend, in der ich geboren wurde, flüchten, weil man

meines Glaubens wegen mich verfolgte. Ich wollte niemals wieder in die Heimat zurückkehren und irre nun einsam und verlassen in der Welt herum."

„Sie sollen sich nicht mehr verlassen fühlen in der Welt," sprach der alte Herr mit großer Innigkeit.

„Nein, nein," fügte Jeanne erröthend hinzu — mein Vater hat es Ihnen gesagt, daß Sie hier eine zweite Heimat gefunden haben."

„Ich würde mich allerdings glücklich fühlen, ein Haus nicht mehr verlassen zu müssen, in welchem ich eine so freundliche Aufnahme gefunden habe, ich habe jedoch Verpflichtungen gegen einen Mann, der sich meiner in der edelsten Weise annahm. Er hat mir in Anjou in der Nähe von Villaine-la-Juhel ein kleines Besitzthum gekauft, auf welchem ich fortan leben werde."

„In der Nähe von Villaine-la-Juhel!" rief der alte Herr aus, „das ist ja prächtig, ich habe dort große Weingärten und der Wein, den Sie soeben tranken, ist dort gewachsen. Und dürfte ich wohl den Namen des Mannes erfahren, der sich Ihrer so edelmüthig annahm?"

„Mein Freund, mein Wohlthäter heißt Ambroise Paré."

Achtes Kapitel.

Liebesfrühling.

„Ambroise Paré ist Ihr Freund!" rief der alte Herr aus, „und Sie wollen behaupten, daß Sie allein in der Welt dastehen! Dieser Mann kann Ihnen die kräftigste Stütze sein die Sie nur immer in der Welt finden können."

„Ich liebe den Meister Paré aus ganzer Seele," antwortete Denis Vaillant.

„Er verdient es. Ich habe ihn vor einiger Zeit in Paris kennen gelernt. Er ist nicht allein ein genialer, sondern auch ein vortrefflicher Mann. Dürfte ich mir nun aber wohl eine Frage an Sie erlauben?"

„Sprechen Sie."

„Es scheint, daß Sie gewohnt sind, in der großen Welt zu leben; wie kamen Sie zu dem Entschlusse, sich in Villaine-la-Juhel anzusiedeln?"

„Die Einsamkeit thut der Seele wohl, welche viel gelitten hat."

„Sie werden in Mitte der grobkörnigen Bauern jener Gegend allerdings keine passende Gesellschaft finden — ebensowenig aber die Einsamkeit, welche Sie suchen."

„Man kann diese immer finden, wenn man nur will."

„Sie werden dort aus Langeweile sterben — ich kenne die Gegend."

„Ich würde mich," erwiderte Denis Vaillant, „noch gestern vor dieser Todesart nicht sehr entsetzt haben — heute flößt selbe mir allerdings einige Angst ein."

Denis Vaillant wagte es bei diesen Worten seine Blicke zu dem jungen Mädchen zu erheben; Jeanne erröthete, sie hatte ihn verstanden.

Man erhob sich von der Tafel.

Denis Vaillant zog sich in das Zimmer zurück, welches Madame Tourterolle für ihn so sorglich in Bereitschaft gesetzt hatte; da er jedoch zu aufgeregt war, um ruhig schlafen zu können, so öffnete er das Fenster und blickte hinaus in die sternenhelle Nacht.

Der junge Mann fühlte etwas in seiner Brust, was derselbe seit Langem zu empfinden verlernt hatte, eine Ahnung, daß dieses Leben ihm noch mehr bieten könne, als Rache und Verzweiflung.

Seine Betrachtungen wurden in diesem Augenblicke von dem Sternenhimmel abgelenkt, der bisher seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Er hörte im Nebenzimmer ein leises Flüstern, er schloß das Fenster und zog sich von demselben zurück.

Wenn Denis Vaillant gewußt und gesehen hätte, was im Nebenzimmer vorging, würde sein Herz noch stürmischer geschlagen haben, als dies ohnedies der Fall war.

Jeanne war vor dem Schlafengehen noch in das Zimmer gekommen, das Martine bewohnte, welche sich noch für kurze Zeit an den Spinnrocken gesetzt hatte.

Die beiden Frauen sprachen von ihm — sie lobten seine Ritterlichkeit und seinen Muth in warmen Worten.

Die alte Tourterolle gerieth hierbei immer mehr und mehr ins Schwätzen hinein; Jeanne war jedoch zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um der guten Martine die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Sie dachte an Denis Vaillant — sie hatte gehofft, daß Madame Tourterolle immer und nur von ihm sprechen werde, diese aber war von dem Abenteuer, das sie soeben im Walde von Montmorency bestanden hatte, auf eine Entführungsgeschichte übergegangen, deren Mittelpunkt sie dreißig Jahre vorher war und hatte dann von dem Muthe und der Tapferkeit ihres verstorbenen Sergeanten gar viel zu erzählen.

Jeanne zog sich enttäuscht in ihren Alkoven zurück, aber sie dachte so lange an Denis Vaillant, bis sie von ihm — träumte.

Die Sonne hatte sich kaum über den Horizont erhoben, als Jeanne erwachte und sich flüchtig ankleidete. Sie eilte an das Fenster um einen Blick in den Garten zu werfen, sie fuhr jedoch alsbald mit einem leichten Aufschrei zurück, als sie bemerkte, daß Denis Vaillant im Gespräche mit Jean Trémière im Garten spazieren ging.

Sie vervollständigte rasch ihre Toilette und eilte in den Garten hinab.

„Bist Du auch schon wach heute, kleine Langschläferin," sagte Herr Trémière, indem er seiner Tochter einen Kuß auf die Stirne drückte, „weißt Du wohl, daß, während Du schliefst, ich schon einen Prozeß gewonnen habe?"

Das junge Mädchen hatte nicht nöthig, um den Gegenstand dieses Prozesses sich zu erkundigen; das Pochen ihres Herzens sagte ihr, das Denis Vaillant hierbei im Spiele sei.

„Unser junger Freund," fuhr Jean Trémière fort, „hat sich entschlosseu der Idee zu entsagen sich der Landwirthschaft zu widmen, für die er nun einmal nicht paßt. Er hat mir erlaubt für sein kleines Besitzthum einen tüchtigen Pächter zu suchen und er wird einstweilen in Ecouen bleiben, bis sich irgend ein gutes Jagdgebiet findet, das für ihn weit besser paßt als die Maierei in Villaine-la-Juhel. Ich glaube, daß er sich im Walde viel wohler finden wird als unter den Kühen und Schafen seines landwirthschaftlichen Besitzthumes."

Jeanne antwortete nichts, aber sie lächelte stillvergnügt vor sich hin.

Sie fühlte wohl, daß, wenn Denis Vaillant in Ecouen bliebe, es nur ihretwegen geschehe.

Die nächsten Tage gingen mit rasender Schnelligkeit vorüber. Jean Trémière war über seinen jungen Freund geradezu entzückt; Madame Martine erklärte, daß der junge Herr beinahe „ein so herziges Närrchen" sei wie ihr seliger Sergeant, und der brave Jodelet erschöpfte sich in Artigkeiten gegen „seinen" jungen Herrn, wie er ihn schon nannte.

Dessenungeachtet wurde Jean Trémière manchmal von einer gewissen Unbehaglichkeit beschlichen. Er war darüber im Klaren, daß Jeanne ihren jungen Retter liebe und gerade deshalb gedachte er mit einiger Bangigkeit des halben Versprechens, das er dem Robert Coeur gegeben hatte.

Er war gewissermaßen verpflichtet darüber zu wachen, daß Jeanne während der Zeit, in welcher Robert an der Gründung seiner Existenz arbeitete, für ihn nicht verloren gehe, und Jean Trémière mußte sich gestehen, daß er dieser Verpflichtung sehr schlecht nachgekommen sei.

Er wagte es eines Abends, seine Tochter daran zu erinnern, daß ihre Hand so gut wie vergeben sei.

Jeanne erbebte; sie warf sich weinend an das Herz ihres Vaters.

Die Frage, was ihr fehle? konnte oder wollte sie aber nicht beantworten; sie flüchtete sich wie ein scheues Reh in ihr Zimmer und sperrte sich in demselben ein.

Neuntes Kapitel.

Verheiratet.

Am nächsten Morgen kam Jeanne nicht wie gewöhnlich zum Frühstück in den Garten hinab.

Jean Trémière eilte auf ihr Zimmer und vernahm zu seinem Schrecken, daß Jeanne ernstlich erkrankt sei.

Jeanne verbarg, als sie den Vater erblickte, ihr Gesicht in den Händen, damit er nicht sehe, daß sie sich ihre Augen roth geweint habe.

Es gelang jedoch dem alten Manne ihr das Geständniß abzuringen, daß sie namenlos unglücklich wäre, wenn sie den Robert Coeur heiraten müsse, der ihr im Grunde der Seele verhaßt sei.

Jean Trémière beruhigte seine Tochter nach Möglichkeit; er gab ihr die Versicherung, daß sie niemals zu einer Verbindung gezwungen werden würde, in welcher sie nicht das Glück ihres Lebens erkennen könnte.

Der vortreffliche Vater benützte die weiche Stimmung seiner Tochter, um noch tiefer in ihr Herz zu blicken, was allerdings nicht allzuschwierig war, nachdem die Seele dieses Mädchens so rein und hell war wie das edelste Bergwasser. Jeanne gestand ihm, daß sie ihren hochherzigen Retter aus ganzer Seele liebe.

Jean Trémière war über dieses Geständniß hochbeglückt und er nahm sich vor mit Robert Coeur offen und ehrlich über das Vorgefallene zu sprechen.

„Es ist höchste Zeit, daß ich die Sache in Ordnung bringe," dachte er, „denn Jeanne wäre unglücklich, wenn sie diesen Mann heiraten müßte, und es ist gut, wenn er so früh als möglich erfährt, wie die Dinge hier stehen."

Nach wenigen Tagen war die Verlobung des Herrn Vaillant mit der schönen Tochter des Herrn Trémière in Ecouen bekannt geworden und auch der Magister Milvius erhielt von derselben Kenntniß. Er beeilte sich, dem Robert Coeur hierüber Bericht zu erstatten und übergab sein Schreiben einem Bauer aus Luzarches, der in Geschäften sich soeben nach Paris begab.

Drei Wochen, nachdem Jeanne im Walde von Montmorency das bekannte Abenteuer bestanden hatte, wurde sie in der Kirche von Ecouen mit dem Manne getraut, dem ihr ganzes Herz angehörte. Die Vermählung war in aller Stille vollzogen worden, da man die öffentliche Aufmerksamkeit nicht geradezu auf einen Mann lenken wollte, der als Hugenotte bekannt war, zumal man damals den von Rom Abfälligen weniger ihres Glaubens halber, als wegen der politischen Stellung, die sie im Reiche einnahmen, eine besondere

Aufmerksamkeit schenkte. Denis Vaillant selbst wollte nicht, daß sein stilles Glück durch das Aufsehen getrübt werde, das die Verbindung eines unbekannten Hugenotten mit der Tochter des reichen Trémière unfehlbar hervorrufen mußte.

In der That wurde die Vermählung Vaillant's mit der schönen Jeanne durch keinerlei Zwischenfall getrübt, und das junge Paar verließ soeben die Kirche, als ein im hohen Grade aufgeregter junger Mann dessen Gesicht Leichenblässe bedeckte in die Kirche eintrat.

Er hatte kaum einen flüchtigen Blick auf die sich Entfernenden geworfen, als er schwankte und gleich darauf zusammenbrach.

Herr Trémière, Denis Vaillant und dessen Gemalin und die Trauzeugen hatten schon längst das Landhaus Trémière's erreicht, als sich die Aufmerksamkeit der wenigen in der Kirche zurückgebliebenen Leute dem Ohnmächtigen zuwendete, der sofort in die Wohnung des Arztes gebracht wurde.

Als Robert Coeur — er war es — wieder zum Bewußtsein zurückkehrte, standen an seiner Seite zwei Aerzte, welche eifrig bemüht waren, ihm Hilfe zuzuwenden.

Robert Coeur bat dieselben, daß sie ihn so rasch als möglich nach Paris zurückschaffen möchten, da er fürchte ernstlich krank zu werden.

Die Aerzte wollten sich das Vergnügen nicht entgehen lassen, den Patienten auf ihre Weise zu kuriren, und sie erklärten ihm rundweg, daß er nicht transportabel sei.

Nachdem jedoch der Fremde erklärt hatte, daß er ein Schüler des Meister Ambroise Paré sei und das dieser in Paris sich seiner annehmen werde, so leisteten die Aerzte keinen weiteren Widerstand. Sie beschlossen eine Sänfte

kommen zu lassen, um den Schüler ihres verehrten Meisters auf der Reise nach Paris zu begleiten.

Robert Coeur brachte die nächsten drei Wochen zwischen Leben und Tod zu; dem Meister Paré, der in der That auf das Lebhafteste seines Schülers sich angenommen hatte, gelang es jedoch endlich jede Gefahr für Robert zu beseitigen. Der Erstere war jedoch nicht wenig überrascht, als sein Schüler ihm nach erfolgter Genesung rundweg erklärte, daß er sich über seinen Beruf zur Arzneiwissenschaft gründlich getäuscht habe und daß er derselben für immer den Rücken kehren werde.

Robert Coeur erklärte, daß er in die Dienste des Connetable zurückkehren wolle.

Im Hause der Neuvermählten herrschte inzwischen die vollständigste Harmonie, das ungetrübteste Glück.

Nachdem Denis Vaillant ein passionirter Jäger war, hatte Jeanne beschlossen ihn zu Pferde auf seinen Jagdzügen zu begleiten.

Denis Vaillant führte ein still vergnügtes Dasein; seine kleine Frau war reizend in den Ausbrüchen ihrer namenlosen Zärtlichkeit und was den alten Herrn betrifft, so nahm auch er an dem allgemeinen Glücke theil, obwohl er recht gut wußte, daß er in dem Herzen seines Kindes fortan nur der Zweite sein werde.

Eines Tages erhielt Jean Trémière von Seite des Präsidenten Harlay einen Brief.

Der würdige Mann theilte ihm mit, daß seine Bemühungen, die Spur des Jean le Maingre aufzufinden, fruchtlos geblieben seien.

Jean Trémière fühlte sich durch diese Mittheilung sehr beunruhigt. Da er sich jedoch daran erinnerte, daß der nunmehrige Kommandeur Roland von Ferrouillac mit Jean le Maingre Verbindungen unterhalten hatte, so beschloß er, sich direkt an diesen zu wenden.

Er konnte dies um so leichter thun, als er ohnedies noch die Verpflichtung hatte, dem Herrn von Ferrouillac für dessen gütige Intervention im Walde von Montmorency zu danken.

Der Bote, den er an Herrn von Ferrouillac entsendete, war jedoch mit der Nachricht zurückgekommen, daß der Herr Kommandeur in Begleitung eines kleinen buckligen Mannes zur Nordarmee abgereist sei, um daselbst die bevorstehende Ankunft des Connetable abzuwarten.

Jean Trémière erzählte in seiner Herzensangst seinem Schwiegersohne die Begegnung, die er mit Jean le Maingre gehabt hatte und dieser nahm die Mittheilung mit großem Erstaunen entgegen.

Im Laufe der nächsten Monate hatte die Erinnerung an Jean le Maingre sich jedoch völlig verflüchtigt und als Jeanne nach Ablauf eines Jahres ihren Gatten mit einem Sohne beschenkte, der den Namen Roger erhielt, hatte das Glück in dem kleinen Landhause des Jean Trémière keine Grenzen.

Zehntes Kapitel.

Die Versammlung.

Der Segen Gottes ruhte auf dem kleinen Hause in Ecouen.

Das erste Leid, das den Bewohnern desselben widerfuhr, traf dieselben im Jahre 1558 durch den Tod des braven Jean Trémière, dem das Glück seiner geliebten Jeanne die letzten Lebenstage so heiter gestaltet hatte.

Jeanne Vaillant beweinte lange und aufrichtig den Tod ihres geliebten Vaters, aber dem Lächeln ihres kleinen Roger's gelang es endlich, auch ihr Herz wieder für die Freude empfänglich zu machen.

In der Welt hatten mittlerweile große Umwälzungen stattgefunden und dieselben konnten nicht verfehlen, auch auf die Verhältnisse der Familie Vaillant einen Rückschlag zu üben.

Denis Vaillant erkannte, daß er in dem allgemeinen Kampfe der Geister sich nicht zur Unthätigkeit' verdammen dürfe, daß seine Kraft seinen Mitbürgern angehöre, daß er verpflichtet sei, denselben einen Theil seines Glückes zum Opfer zu bringen.

Denis Vaillant trat mit seinen hugenottischen Parteigenossen wieder in Verbindung und galt bald als einer der hervorragendsten Führer derselben.

Das Jahr 1561 war mittlerweile herangerückt.

Karl IX. hatte seine Regierung unter denselben Auspizien begonnen wie einst Nero, das heißt unter sehr glücklichen.

Die Flammen der Scheiterhaufen, welche unter der Regierung seines Vorgängers fortwährend brannten waren unter dem milden Einflusse des Kanzlers Michel de L'Hospital allmälig erloschen, aber schon tauchten hinter ihm jene Gestalten empor, welche der Regierung Karl IX. später den Stempel einer Grausamkeit aufdrückten, welche in der entsetzlichen Bartholomäusnacht ihren Höhepunkt erreichte.

Die Hugenotten waren allmälig zu einer Macht herangewachsen, aber sie wiegten sich dessenungeachtet in keine trügerischen Hoffnungen ein. Sie wußten recht gut, daß die Ruhe, welcher sie für den Augenblick genossen, nur eine vorübergehende sei; sie sahen das Unheil das sie bald ereilen sollte, schon von ferne drohen.

Die königliche Regierung hatte allerdings ihren protestantischen Unterthanen eine Art von Schutz angedeihen lassen, aber dies geschah unter so harten Bedingungen, daß die Hugenotten dieses Schutzes niemals froh wurden.

Zudem war das geringe Ansehen, das der junge König genoß, nicht im Stande, den Hugenotten genügenden Schutz zu sichern, und außer dem Könige und seinem Kanzler war der ganze Hof gegen sie sehr feindlich gesinnt.

Aber auch das Parlament, in welchem die Guisen die Oberhand hatten, zählte zu den Gegnern der Hugenotten, und es ermangelte nicht, alle Tage Verhaftsbefehle gegen Hugenotten zu erlassen, welche an „unerlaubten Versammlungen" Theil genommen oder das Verbrechen begangen hatten, an einem

gebotenen Fasttage beim Genusse von Fleisch sich betreten zu lassen.

Zudem wurde auf Rechnung der Hugenotten viel gesündigt und wenn in der Stadt oder auf dem Lande Unordnungen stattfanden, so ermangelte man niemals, selbe den Hugenotten in die Schuhe zu schieben, wenn es auch nur ein paar übermüthige Studenten waren, von denen diese Unordnungen ausgingen.

Die Hugenotten konnten daher wohl voraussehen, daß die trügerische Ruhe, die allenthalben herrschte nicht lang andauern werde, und sie rüsteten im Stillen um sich nicht völlig widerstandslos überraschen zu lassen.

Am 31. Juli 1561 hatten zwei- bis dreihundert Hugenotten aus Paris und der Umgebung in einem Hause sich versammelt, das einem gewissen Peter Gaverot gehörte und in der Straße St. Antoine gelegen war.

Man hatte sich daselbst versammelt, um über ein Frage von hoher Bedeutung zu verhandeln und eine Mittheilung entgegenzunehmen, welche Meister Thomas Rusé, ein bekannter Pariser Advokat, ihnen machen sollte.

Meister Thomas Rusé ergriff zuerst das Wort.

Er schilderte in lebhaften Farben die herrschenden Zustände und ging dann auf die Mittheilung über, die er seinen Glaubensgenossen zu machen versprochen hatte.

„Es bietet sich uns," sagte er, „ein Augenblick des Heiles. Morgen wird die Königin Maria Stuart, von dem Herzoge von Damville begleitet, nach Calais abgehen. Wir müssen suchen, uns ihrer und des Herzogs zu bemächtigen, da wir, wenn wir diese fürstlichen Personen als Geiseln in

unserer Gewalt haben, vom Könige Alles erreichen können. Wir müssen Luzarches, Ecouen und den Wald von Montmorency mit zwei- bis dreihundert bewaffneten Leuten besetzen und uns mit diesem einen Schlage zu Herren der Situation machen."

Die Rede und der Vorschlag des Thomas Rusé wurden beifällig aufgenommen; die ganze Versammlung mit Ausnahme eines einzigen Mannes stimmte den Ausführungen Rusé's bei, und der Mann, welcher diese Ausführungen bekämpfte, war Denis Vaillant.

Er verwies darauf, daß es der Partei schaden könne, wenn sie auf so unwürdige Weise die Feindseligkeiten wieder eröffnen wollte.

Thomas Rusé war jedoch entschlossen, seinem Vorschlage zum Siege zu verhelfen, und die Versammlung stand in dieser Beziehung ganz auf seiner Seite.

Denis Vaillant gab sich alle erdenkliche Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, daß es eine Unwürdigkeit sei, eine wehrlose Frau zu überfallen, festzunehmen und auf diese Weise Konzessionen zu ertrotzen, die man auf andere Weise nicht erlangen könne.

Der redegewandte Advokat vertheidigte jedoch mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit den Grundsatz, daß man Gleiches mit Gleichem vergelten müsse, daß man nicht zu wählerisch sein dürfe, wenn es sich darum handle, einen sicheren Erfolg zu erzielen.

Er wurde hiebei von Peter de la Place, dem Freunde des Admiral Coligny, auf das Kräftigste unterstützt. Derselbe sprach die Ansicht aus, daß die Prinzen von Guise die Königin

wahrscheinlich auf ihrer Reise nach Calais begleiten würden und daß man durch Gefangennahme Aller eine sichere Bürgschaft in Händen haben werde, daß die Verfolgungen der Hugenotten wieder für längere Zeit ein Ende fänden. Er gab hiebei nicht undeutlich zu verstehen, daß es Allen, die mit diesem Plane nicht einverstanden wären, unbenommen bliebe, sich von demselben ferne zu halten oder ihrer Partei für immer den Rücken zu kehren.

Die Verhandlungen wurden jedoch plötzlich durch einen unerwarteten Zwischenfall unterbrochen.

Ein nach der Hauptstraße gelegenes Fenster wurde durch einen Steinwurf zertrümmert und diesem einen Geschosse folgte bald ein Hagel von Steinen, der in der Mitte des Saales niederflog und die Theilnehmer der Versammlung nöthigte, in die entferntesten Winkel des Saales sich zu flüchten.

Zu gleicher Zeit erhob sich auf der Straße ein Lärm, der deutlich darauf hinwies, daß man es nicht mit dem Exzesse eines einzelnen Uebelwollenden zu thun habe.

Einer der Hugenotten wagte es, an das Fenster zu treten, um nachzusehen, was es gebe.

Sein Erscheinen am Fenster wurde jedoch mit einem neuerlichen Steinregen begrüßt und der Mann zog sich mit dem Ausrufe vom Fenster zurück: „Alles verloren! Das ganze Haus ist umzingelt!"

---

beiderseits immer Fehler u. Mißgriff

Elftes Kapitel.

Der Angriff.

Dieser bedrohliche Angriff wäre im Stande gewesen, die Gründe, welche Thomas Rusé und Peter de la Place für die Nothwendigkeit vorgebracht hatten, der verwitweten Königin Maria Stuart sich zu bemächtigen, wesentlich zu unterstützen.

Die Gefahr, welche über den Häuptern der Hugenotten schwebte, war jedoch eine so entsetzliche, daß man nicht daran dachte, die unterbrochene Verhandlung wieder aufzunehmen. Man erinnerte sich an die Verheerungen, welche der fanatisirte Pöbel am 4. September 1557 an dem Hause Berthonière angerichtet hatte.

Man erinnerte sich weiters daran, daß am 24. April des Jahres 1561 selbst das auf der Pré-aux-Clercs gelegene Haus Longjumeau von den Universitätshörern vollständig demolirt worden war, nachdem dasselbe eine viertägige Belagerung ausgehalten hatte, während welcher mehrere hugenottische Bewohner desselben ihren Tod fanden.

Die Mitglieder der Versammlung, in welcher Denis Vaillant zur größten Mäßigung aneiferte, waren allerdings bewaffnet und konnten es allenfalls auf einen Kampf Mann gegen Mann ankommen lassen.

Dessenungeachtet versuchte ein Theilnehmer der Versammlung es nochmals, zu dem Volke zu sprechen, um dasselbe zu beruhigen — er konnte jedoch nichts weiter erzielen, als daß er sich über die Lage der Dinge einige Klarheit verschaffte.

Mehr als dreitausend Menschen hatten sich in der Straße St. Antoine und in den zahlreichen Seitengäßchen, die, wie die Judengasse, die Bernhardinergasse, die Rue Percée, in dieselbe münden, angesammelt. Es waren Müßiggänger aller Art, welche durch Studenten, die ihre Kollegien, und Arbeiter, die ihre Werkstätten verließen, immer neue Zuzüge erhielten.

Man verbarrikadirte die Ausgänge des Hauses mit Karren aller Art, mit Zimmermannsholz und Steinen, um die im Hause Versammlten zu hindern, dasselbe zu verlassen; man sperrte die Straße mit Ketten ab, um das Heranahen der bewaffneten Macht zu verhindern, und bewaffnete sich dann mit allen Dingen, mit Hacken, Stangen, Steinen und Schaufeln, deren man nur immer habhaft werden konnte. Endlich wurde auch der kunstgerechte Angriff auf die Thorflügel des Hauses Gaverot begonnen.

Nach einer halben Stunde war das Thor erbrochen und das Erdgeschoß von den Belagerern genommen.

Der Eigenthümmer des Hauses war ein eifriger Anhänger Luther's; dessenungeachtet gingen ihm die Verheerungen, welchen sein Haus ausgesetzt war, nahe genug.

Denis Vaillant, welcher zur Nachgiebigkeit gerathen hatte, so lange durch eine solche der Friede erhalten werden konnte, war nun einer der Ersten, die das Schwert zogen, um

sich den Bedrängern entgegenzustürzen und auf diese Weise den Ausgang aus dem Hause zu erzwingen.

Er stellte sich an die Spitze des muthigen Häufchens und kam über die Treppe glücklich herab, ehe dieselbe von den Angreifern besetzt werden konnte.

Die Letzteren wichen zurück, als sie die bewaffnete Schaar erblickten, die entschlossen schien, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Einige Schüsse, welche von den Hugenotten abgefeuert wurden, brachten die Angreifer völlig zum Wanken, mindestens jene, die, in die Vorhalle des Hauses eingepfercht, befürchten mußten, sofort getödtet zu werden.

Die außerhalb des Hauses harrende Menge drängte aber fortwährend nach vorwärts; die Hugenotten versuchten es vergeblich, sich durch diese lebende Mauer hindurch einen Weg zu bahnen.

Sie sahen sich von allen Seiten von Gestalten umringt, wie solche bei ähnlichen Anlässen gleichsam aus der Erde emporzuwachsen pflegen, Leute mit zerrauftem Haare und zerrissenen Gewändern, aber leider auch Männer, deren ehrsame Beschäftigung mit dem Treiben wenig im Einklange stand, zu dem sie sich in ihrem Fanatismus hinreißen ließen. Da war z. B. der Fleischer Pezou, den Karl IX. nach der Bartholomäusnacht zu den Erfolgen beglückwünschte, die er im Menschenschlachten errang; der Goldzieher Crucé, dessen der Geschichtschreiber de Thou gedenkt, der Advokat Ferrier und ein gewisser Attin der später mit Beine und Sarlabana den Admiral Coligny ermordete.

natürlich!

Es gab unter der Menge auch einige von jenen jungen Leuten, welche bei jedem Volksauflaufe dabei sind, nicht weil sie für eine Idee kämpfen oder fallen wollen, sondern weil sie nach den Anstrengungen, welche der Kollegien-Besuch ihnen auferlegt, sich einige Zerstreuung gönnen wollen.

Die Belagerer waren mittlerweile von den Kieselsteinen zu den Pflastersteinen übergegangen — in dem Saale, in welchem die Hugenotten ihre Versammlung abgehalten hatten, war bald keine Fensterscheibe mehr ganz.

Ein gewisser Simon Perrot, welcher im Erdgeschosse am weitesten vorgedrungen war, hatte auch die erste Verwundung davongetragen.

Er taumelelte blutend auf die Straße hinaus, indem er der Menge zurief:

„Seht wie diese Ketzer mich zugerichtet haben! Vernichtet sie! Mordet sie! Zündet das Haus an.“

Das Losungswort war damit gegeben.

Einige der Verworfensten unter diesen Verworfenen beeilten sich, Stroh und andere Brennmaterialien herbeizuschleppen, um das Haus in Brand zu stecken.

Schon nach wenigen Minuten prasselten die Flammen empor und man führte denselben immer neue Nahrung zu, indem man alle Einrichtungsstücke, deren man habhaft werden konnte, Bänke, Stühle, Tische und dgl. in die Flammen warf.

Die Hugenotten mußten sich entschließen, einen zweiten Ausfall zu machen, wenn sie nicht im Rauche ersticken wollten.

Zahlreicher als das erstemal stürzten sie sich auf die Angreifer los und drängten sie auf die Straße hinaus. Die Zahl der Belagerer war jedoch zu groß, als daß man die Mauer, welche sie rings um das Haus bildeten, hätte durchbrechen können.

Die Angreifer hatten sich mittlerweile mit Schußwaffen versehen und feuerten Alle nieder, welche über die Schwelle des brennenden Hauses sich hinüberwagten.

Plötzlich stieß Denis Vaillant einen heftigen Freudenschrei aus.

„Was gibt's!" riefen ihm seine Glaubensgenossen zu.

„Wir sind gerettet!"

„Auf welche Weise?"

„Seht selbst."

Das Feuer hatte immer weiter um sich gegriffen und so auch eine Thüre erreicht, durch welche das Herrn Gaverot mit dem nebenstehenden Hause, dem Hotel Seneuil, einst in Verbindung stand. Die Thüre war, als man diese Verbindung aufheben wollte, nur leicht verschalt und übertüncht worden. Das Bretterwerk hatte Feuer gefangen, war verkohlt und bot auf diese Weise den Hugenotten die Möglichkeit des ungefährdeten Rückzuges.

Die Hugenotten beeilten sich, den einzigen Weg der Rettung einzuschlagen, der sich ihnen darbot.

Das Hotel Seneuil war in diesem Augenblicke ganz unbewohnt.

Der Baron von Seneuil hielt sich überhaupt nur sehr selten in seinem Hotel auf.

Er gehörte gewissermaßen zum Hofstaate des Herzogs von Montmorency und befand sich meistens in der nächsten Umgebung desselben, ob nun der Connetable im Felde stand, ob er seinen Regierungsbezirk, die Languedoc, bereiste oder zu Chantilly in stiller Zurückgezogenheit lebte. Für den Augenblick stand der Connetable beim Hofe wieder in hoher Gunst. Wir wissen, daß er das Louvre bewohnte, und auch der Baron von Seneuil hatte als zum Hofstaate des Herzogs gehörend, daselbst seine Wohnung aufgeschlagen.

Zur Bewachung des Hotels war ein Portier zurückgeblieben, der den Hugenotten den Durchzug verwehren wollte. Dieselben machten ihm jedoch begreiflich, daß sie mit ihm nicht viel Umstände machen würden, wenn er sich ihrem Begehren widersetzen wollte, und so fand er es für das Klügste, sich ruhig bei Seite zu drücken.

„Dieser Bernhard der Gaucher," rief Gaverot aus, „that wohl daran, sich aus dem Staube zu machen, denn ich habe mit ihm ohnehin noch eine alte Rechnung auszugleichen."

Auch Denis Vaillant hatte den ehemaligen Gewürzkrämer scharf ins Auge gefaßt. Er war ihm mehr als verdächtig vorgekommen.

„Haltet den Schurken auf!" rief er seinen Gefährten zu, „er will uns verrathen, er überläßt uns hier unserem Schicksale und öffnet einstweilen unseren Verfolgern die Pforten dieses Hotels."

Der verrätherische Portier wurde sofort ergriffen und mit Stricken gebunden, während einer der Hugenotten sich des Schlüsselbundes bemächtigte, das Bernhard der Gaucher in der Hand getragen hatte.

Zwölftes Kapitel.

Ein Gespenst.

Denis Vaillant öffnete das Thor, durch welches man nach der Rue Saint-Paul gelangte.

Er ließ seine Gefährten durch dasselbe entkommen, warf das Schlüsselbund in eine Oeffnung die dazu bestimmt schien, das Regenwasser anzusammeln, und verließ sodann auch seinerseits das Hotel.

In diesem Augenblicke folgte ein donnerähnlicher Krach — das Haus des Herrn Gaverot, in welchem die Flammen zügellos gewüthet hatten, stürzte zusammen.

Unter ihm lagen sechs bis sieben Menschen begraben, welche in dem Wunsche, die flüchtigen Hugenotten aufzuhalten, sich in das Haus hineingewagt hatten.

Bernhard der Gaucher brachte, an Händen und Füßen gebunden, die nächsten Stunden in der fürchterlichsten Todesangst zu, da er besorgen mußte, daß die Flammen, welche noch immer aus dem Schutte emporzüngelten, auch das Hotel Seneuil ergreifen würden.

Endlich schien es, daß auch für ihn die Stunde der Erlösung gekommen sei.

Er hörte in seiner Nähe leise Tritte — in der Dunkelheit der Nacht näherte sich ihm eine Gestalt, die, wie es schien, sich

seiner erbarmen wollte. Er wurde von den Stricken befreit, die seine Arme und seine Füße umschlungen hatten, und als endlich auch der Knebel entfernt wurde, den man ihm in den Mund gesteckt hatte, konnte er endlich an seinen Befreier die Frage richten, wer er sei und was er mit mit ihm vorhabe?

„Zünde Deine Lampe an," flüsterte eine Stimme, die sein Inneres erbeben machte.

Bernhard der Gaucher folgte dem erhaltenen Befehle, er zündete die Lampe an und blickte starr auf die Erscheinung die im Dunkel der Nacht sich ihm genähert hatte.

An der Schwelle der Thüre stand ein Beingerippe, das beinahe unbekleidet war, und das nur durch sein langes struppiges Haar, und durch seinen wallenden Bart von einem wirklichen Todtengerippe sich unterschied.

Bernhard der Gaucher sank verzweiflungsvoll in die Knie als er dieses Gespenst erblickte.

„Barmherzigkeit!" lallte er — mehr vermochte er nicht zu sprechen, die Angst schnürte ihm die Kehle zu.

„Gib mir Kleider!" befahl das Beingerippe.

Bernhard der Gaucher beeilte sich, diesem Befehle nachzukommen. Er nahm aus seinem Kasten Wäsche und Kleider und stattete damit den unglücklichen Jean le Maingre, denn dieser war es, auf halbwegs menschliche Weise heraus.

„Wo ist das Geld, das Du mir gestohlen hast!" rief Jean von Villandraut aus.

„Hier ist es," antwortete Bernhard, indem er seinem Retter eine volle Börse überreichte,

„Und jetzt bete zu Gott, daß er Deiner Seele barmherzig sein möge," rief Jean aus, „denn Deine letzte Stunde hat geschlagen."

Jean le Maingre ergriff bei diesen Worten ein großes Schlachtmesser, das unter dem Tische gelegen war, und schickte sich an, seine Drohung sofort zu vollziehen.

„Gnade! Gnade!" flehte Bernhard der Gaucher.

„Bei Gott ist Gnade!" antwortete Jean, „und Du wirst bald genug erfahren, ob sie Dir zu Theil werden soll."

„Ich weiß, daß ich Euch gegenüber ein großes Verbrechen begangen habe. Ihr werdet aber Mitleid mit mir haben!"

„Hast Du Mitleid mit mir gehabt in den sieben Jahren, während denen Du mich hier gefangen hältst?"

„Ich habe Euch nicht getödtet."

„Du hast mehr gethan als das."

„Verschonet mich."

„Ich würde Dich vor acht Tagen vielleicht noch begnadigt haben — heute aber hast Du auf kein Mitleid von meiner Seite zu rechnen. Du wußtest, daß die Unglückliche, die mit mir hier eingekerkert war, vor acht Tagen gestorben ist; der Leichengeruch, den sie verbreitete, ist zu Dir hinaufgedrungen. Du aber hast nicht einmal die Barmherzigkeit gehabt, mich von einem Anblicke zu befreien, der mich mit Entsetzen erfüllte. Du mußt sterben."

Jean le Maingre erhob bei diesen Worten das große Schlachtmesser und stieß es dem Elenden bis ans Heft in die Brust.

Er griff sodann wieder nach dem Schlüsselbunde, den Denis Vaillant in die Cisterne geworfen hatte und der auf diese Weise in den Kerker hinabgefallen war, in welchem Jean von Villandraut und die arme Nikola Halluin durch sieben Jahre geschmachtet hatten.

Er suchte den Schlüssel hervor, der möglicherweise das Hauptthor des Hotels erschließen konnte, und trat sodann auf die Straße hinaus.

Dieselbe war nur schwach beleuchtet; auf der Straße standen nur wenige Menschen, welche bemüht waren, aus den Trümmern des zusammengestürzten Hauses noch Einiges zu retten.

Jean le Maingre näherte sich diesen Männern und frug sie, wie die Straße heiße, in der er sich befand.

„Es ist die Straße Saint-Antoine."

„Ich danke. Ihr habt da ein schönes Schwert in Händen."

„Ich fand es soeben unter dem Schutte."

„Wollt Ihr es mir verkaufen?"

„Weshalb nicht."

„Wie viel wollt ihr dafür?"

„Einen Thaler."

„Da ist er," antwortete Jean le Maingre, indem er sich mit dem Schwerte umgürtete, das der Aasjäger unter den Trümmern des zusammengestürzten Hauses gefunden hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Begegnung.

Jean le Maingre versicherte sich vorerst davon, das sein Schwert leicht in der Scheide sitze, und sagte dann zu dem Manne, der ihm das Schwert verkauft hatte: „Hättet Ihr nicht Lust, noch einen Thaler zu verdienen?"

„Weshalb nicht."

„Könnt Ihr Euch einen großen Sack verschaffen?"

„Ich habe einen bei mir. Ich hoffte hier Einiges zu finden — es liegt aber Alles unter dem Schutte begraben."

„So kommt mit mir; es handelt sich darum, den Leichnam eines Schurken fortzuschaffen."

„Wenn der Mann schon todt ist, so soll mir dies weiter keine Sorge bereiten."

Der Sohn der Diana von Villandraut führte den Abenteurer in das Hotel des Baron von Seneuil und befahl ihm, den Leichnam Bernhard des Gauchers in seinen Sack zu stecken.

„Ich begreife jetzt, was Sie wollen. Ich soll den Leichnam verschwinden lassen?"

„Im Gegentheil. Ihr werdet denselben an einem Orte abzuliefern haben, den ich Euch sofort angeben will."

Jean le Maingre suchte in der Wohnung des Portiers nach einem großen Blatt Papier, schnitt dasselbe entzwei und schrieb sodann auf eine Hälfte des Papieres ein paar Worte, worauf er das beschriebene Blatt den Leichnam um den Hals hing und den Sack fest zuschloß.

„So," sagte er, „es handelt sich nur noch um die Adresse."

Dieselbe lautete: „Für den Herrn Herzog von Montmorency."

Er schrieb dieselbe mit großen Schriftzügen auf die zweite Hälfte des Papieres und befestigte die Adresse sodann mit einigen Nadeln derart am Sacke, daß sie leicht aufzufinden war.

„Wißt Ihr, wo der Connetable wohnt?"

„Im Louvre."

„Und dessen Gefolge?"

„Im Hotel du Biez."

„Gut. Nehmt diesen Sack und tragt ihn hin."

„Er ist etwas schwer."

„Ihr sollt gut dafür bezahlt werden."

Jean le Maingre verließ mit dem Manne, der den schweren Sack auf den Rücken geladen hatte, das Hotel, sperrte die Gitterthüre desselben hinter sich ab und warf das Schlüsselbund über die Mauer in den Hof.

„Wohin gehen wir?"

„Ins Hotel du Biez."

„Wenn wir nur nicht den Reitern des Connetable in die Hände fallen!"

„Pah, die haben um diese Zeit etwas Besseres zu thun, als sich um uns zu bekümmern.“

Jean le Maingre konnte bald erkennen, daß der Mann mit dem Sacke seiner Aufgabe völlig gewachsen war. Er schlich immer längs den Häusern hin und drückte sich in eine Ecke, wenn er glaubte, von irgend einer Gefahr bedroht zu sein.

Als sie zu der Ecke kamen, welche die Straße de la Ferronnerie mit der Straße der Déchargeurs bildet, hörten sie Pferdegetrampel und Waffengetöse.

Der Mann mit dem Sacke ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen; er wußte, daß die Scharwache jener Zeit froh war, wenn man sie ruhig ihres Weges ziehen ließ.

Jean le Maingre und der Sackträger langten ungefährdet vor dem Thore des Hotel Biez an.

Jean setzte den Thürklopfer unerschrocken in Bewegung.

„Was gibt's?“ frug einer der Reiter des Connetable, indem er halb schlafend das Thor öffnete.

„Es ist hier Etwas für den Herzog von Montmorency,“ sagte Jean le Maingre, indem er dem Sackträger behilflich war, seine Last innerhalb des Thores auf die Steine niederzulegen.

„Gut, gut!“ antwortete der Reiter, indem er das Thor schloß, nachdem die beiden ihm fremden Leute sich wieder zurückgezogen hatten.

Als die Hugenotten der Vernichtung entgangen waren, die ihnen in dem brennenden Hause gedroht hatte, beschlossen sie, des Abends in einem Hause nächst dem Val-de-Grâce zusammenzukommen, das man später mit dem Namen des „Tempels von Jerusalem“ bezeichnete.

Denis Vaillant hatte jedoch beschlossen, der Versammlung fern zu bleiben, weil er fürchtete, das dieselbe zu unüberlegten Entschlüssen sich werde hinreißen lassen.

Er war entschlossen, für einige Zeit wieder nach Ecouen zurückzukehren in seine stille Häuslichkeit, die er so sehr liebte.

Er ging längs der Seine dahin und bog dann an der Ecke der Planche-Mibray in die Straße Saint-Denis ein.

In der Nähe der Straße des Ecrivains angekommen, bemerkte er zwei Männer, welche die Standbilder am Portale der Kirche Saint-Jacques-la-Boucherie anstarrten.

„Sehen Sie," sagte einer der beiden Männer, „diese beiden prachtvollen Köpfe an. Die ganze Entwicklungsgeschichte des Meisters Nicolas Flamel steht auf dieser hohen kraftvollen Stirne geschrieben."

Denis Vaillant hatte die Stimme erkannt; es war jene des Meisters Ambroise Paré.

Der Gefährte desselben war ein jüngerer Mann, den Vaillant niemals gesehen zu haben glaubte. Er näherte sich daher dem berühmten Arzte und gab sich demselben zu erkennen.

„Das ist eine Seltenheit!" rief dieser aus, indem er ihm beide Hände entgegenstreckte, „Sie lassen sich ja jetzt gar nicht mehr sehen."

„Es ist nicht meine Schuld — die Zeit ist eine so bewegte —"

„Und Sie finden sich so beglückt in Ihrer stillen Häuslichkeit, bei Ihrer lieblichen Jeanne und bei Ihrem kleinen Roger. Ich kann Ihnen keine Vorwürfe machen, mein junger Freund."

Der Begleiter des Ambroise Paré hatte sich mittlerweile in den Schatten des Portales zurückgezogen, und zwar in so unauffälliger Weise, daß sein Verschwinden dem Denis Vaillant beinahe entgangen war. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte er vielleicht die gehässigen Blicke bemerkt, mit welchem der fremde junge Mann ihn gleichsam zu verschlingen drohte.

„Ich weiß, daß Sie sehr glücklich sind," fuhr Ambroise zu Denis gewendet fort, „und dem Glücklichen fehlt es immer an Zeit."

„Ich bin sehr glücklich. Jeanne ist ein Engel an Liebe und Güte."

„Jeanne," murmelte der fremde junge Mann im Schatten des Portales, „er ist's! Es ist Denis Vaillant."

„Was macht Ihr kleiner Roger?"

„Ein herrliches Kind. Er ist gewandt in allen Künsten des Friedens und des Krieges. Er lernt fleißig, er versteht aber ebensogut auf seinem Pferdchen zu reiten wie auf den alten Steckenpferden seiner Lehrer und auch in Gebrauche der Waffen hat er schon eine große Fertigkeit erlangt. Jodelet sieht in ihm schon einen großen Gelehrten und Madame Martine einen tüchtigen Soldaten."

„Und seine Mutter?"

„Die sieht in ihm nur ihren geliebten Sohn und überläßt Alles der Zukunft."

„Sie müssen sich wirklich sehr glücklich fühlen."

„Ja, und doch beschleichen mich manchmal düstere Ahnungen. Die Liebe meiner Frau ist eine so unaussprechliche —"

Die Augen des Mannes im Schatten des Portales leuchteten wie die eines Tigers.

„— Die Freude welche mein Kind mir bereitet, macht mich so glücklich, ich sehe nach vielen düsteren Tagen so viel Sonnenlicht um mich, daß es mich beinahe betäubt. Ich fürchte einen jähen Rückfall in die alte Verlassenheit. Ich fürchte, daß meine Zukunft ebenso trostlos sein wird als meine Vergangenheit. Ein finsterer Schatten umdüstert meine Sinne, und ich sehe aus demselben die entsetzliche Gestalt des Henkers hervortreten.

Vierzehntes Kapitel.

Das Verhängniß.

Ambroise Paré erbebte; er heftete auf Denis Vaillant einen forschenden Blick. Dieser fuhr fort:

„Sie glauben, daß meine Befürchtungen unbegründet seien. Wenn Sie aber, wie ich, Vater wären, wenn Sie, wie ich, gelernt hätten, in jedem Augenblicke für das Leben Ihres Kindes zu zittern, so würden Sie meine Aufregung begreifen. Diese Aufregung kann Ihnen nur willkommen sein, denn sie beweist, wie sehr ich an dem Glücke hänge, das ich Ihrer unendlichen Güte gegen mich danke."

Während dieses Gespräch geführt wurde, hatte der Mann im Schatten der Kirche seinen Hut tief in die Stirne gedrückt und seine Hände unter dem Mantel verborgen.

Ambroise Paré konnte die Aufregung, die seiner sich bemächtigt hatte, erst bemerken, nachdem Denis Vaillant sich entfernt hatte, und er ermangelte nicht, seinen Gefährten zu fragen, was ihm fehle.

„Weshalb sollte mir etwas fehlen?"

„Weil Sie so bleich sind wie der Tod."

„Glauben Sie an Geistererscheinungen, Meister?"

„Wie meinen Sie das?"

„Glauben Sie, daß ein Mann, der gestorben ist und begraben wurde, wieder auferstehen könne?"

„Christus ist aus seinem Grabe auferstanden und er wird einst zurückkehren auf die Erde, um zu richten die Lebendigen und die Todten," antwortete Ambroise Paré nachdenklich.

„Christus ist erstanden — aber ein Mensch, ein Mensch!"

„Bei Gott ist nichts unmöglich."

„Sie haben Recht, denn ich habe soeben einen Menschen gesehen, der aus seinem Grabe auferstanden ist. Kennen Sie diesen Denis Vaillant genau?"

„Gewiß."

„Seit wann?"

„Schon seit langer Zeit."

„Haben Sie ihn schon vor dem Jahre 1552 gekannt?"

„Meine Beziehungen zu ihm datiren ungefähr aus jener Zeit."

„Waren Sie damals nicht in der Guyenne?“

„Ja, ich habe Herrn Vaillant dort kennen gelernt.“

„Unter dem Namen Denis Vaillant?“

„Sie fragen etwas viel. Was bestimmt Sie dazu, alle diese Fragen an mich zu richten?“

„Ich glaube in diesem Denis Vaillant einen Mann wieder gefunden zu haben, denn ich einstens gekannt habe. Dieselben Züge, derselbe Blick, dieselbe Sprache. Nur die Art und Weise, wie er sein Haupt- und sein Barthaar trägt, ist eine andere, abgesehen davon, daß eine lange Reihe von Jahren der Haltung des Mannes ein anderes Gepräge aufdrückte. Können Sie mir in dieser Beziehung keine Klarheit verschaffen?“

„Das ist mir geradezu unmöglich.“

„Und mir ist es unmöglich, die Zweifel zu ertragen, die mich in dieser Beziehung quälen. Ich werde mich nach Ecouen begeben und mir in dieser Beziehung Klarheit verschaffen.“

Das Antlitz Paré's verdüsterte sich. „Hüten Sie sich das zu thun!“ rief er bewegt aus.

„Und weshalb?“

„Weil aus Ihrem Schritte großes Unheil entstehen könnte.“

„Welches Unheil?“

„Standen Sie dem Manne, den Sie in Denis Vaillant wiedergefunden zu haben glauben, einst feindlich gegenüber?“

„Er kannte nicht einmal meinen Namen.“

„Sie hassen ihn also nicht?“

„Nein.“

„Und Sie schwören mir, daß Sie mein Geheimniß bewahren wollen, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage?"

„Ich schwöre es."

„Nun denn — Sie haben sich nicht getäuscht."

Robert Coeur schauderte zusammen.

„Dieser Denis Vaillant ist in der That ein Mann, der aus dem Grabe auferstand, um eine entsetzliche Sendung zu erfüllen."

Robert Coeur verbarg sein Gesicht entsetzt in seinen Händen. Er war, trotz seiner vorgeschrittenen Bildung, in hohem Grade abergläubisch, und es schien ihm nicht unglaublich, daß der Graf von Candal aus dem Grabe erstanden sei, um den Mörder des Marquis von Bazas der gerechten Strafe zu überliefern.

„Welche entsetzliche Sendung?" stammelte er endlich.

„Der Mann ist aus seinem Grabe auferstanden, um den Mörder des Marquis von Bazas zu entlarven."

„Dieser Denis Vaillant ist also, wie ich vermuthet hatte, der — Graf von Candal?"

„Er ist's."

„Und Sie sind es, der ihn gerettet hat!" rief Robert Coeur aus, der nun zu begreifen anfing, daß es sich hier nicht um übernatürliche Dinge handle.

„Ja," antwortete Ambroise Paré mit fürchterlichem Ernste.

Die Aufregung, welche Robert's sich bemächtigt hatte, so lange er glaubte, daß er es mit übernatürlichen Kräften zu thun habe, legte sich allmälig und er gewann es über sich, seinen Gefährten über alle Umstände zu befragen, unter denen die Rettung des Grafen von Candal erfolgt war.

Ambroise Paré erzählte die Geschichte so ausführlich als möglich, Robert Coeur hörte ihm jedoch nur mit halbem Ohre zu.

Dem Arzte konnte das unheimliche Wesen Robert's nicht entgehen. Er wollte sich eben in dieser Beziehung eine Bemerkung erlauben, als Robert Coeur das Gespräch abbrach und sich rasch von ihm verabschiedete.

Das Benehmen des jungen Mannes war ein so auffälliges, daß er sich zu ernstem Nachdenken angeregt fühlte.

Er wußte, daß Robert Coeur das Fräulein von Trémière geliebt habe, und daß er es bisher absichtlich vermieden hatte mit dem Manne, dem sie Herz und Hand schenkte, zusammenzutreffen.

Nun aber schien dieses Zusammentreffen unvermeidlich geworden zu sein, denn Robert hatte in dem Manne, der ihm sein ganzes Lebensglück geraubt hatte, einen politischen Gegner wiedergefunden, der ihn, ganz abgesehen von allem Uebrigen, als das ehemalige Werkzeug des Connetable gründlich hassen mußte.

„Wer weiß," dachte Ambroise Paré, „in welcher Weise diese Männer einst einander gegenüberstanden und welches dunkle Geheimniß die Zeiten bergen, in denen sie mit einander auf Candal oder Talemond zusammentrafen!"

Es scheint die Zeit gekommen zu sein, in welcher die Schleier dieses Geheimnisses sich lüften werden, und vielleicht auch die eines zweiten, das bisher noch tief im Schoße der Vergangenheit schlummerte.

Fünfzehntes Kapitel.

Vorstellung.

Im Louvre zeigte sich eine ganz außerordentliche Regsamkeit.

Beamte, Offiziere, Trabanten, Leibdiener liefen mit großer Eilfertigkeit hin und her — vor dem Thore des Louvre hielten zahlreiche Gepäckwagen, welche von einer großen Schaar von Neugierigen umringt waren.

Der Grund dieser außerordentlichen Aufregung war denselben nicht unbekannt; es handelte sich um die Abreise der verwitweten Königin Maria Stuart nach England.

Diese Heimkehr nach dem Vaterlande hatte für die Königin nichts Erfreuliches.

Man wußte, daß Maria Stuart das schöne Frankreich außerordentlich liebe, und man konnte daher ihre Heimkehr nach England als eine Verbannung betrachten.

Man wußte, daß Katharina von Medicis Alles aufgeboten hatte, ihre Schwiegertochter unglücklich zu machen, und Maria Stuart fand in der That seit dem Tode ihres Gemahls, des Königs Franz II., in Frankreich keine ruhige Stunde mehr.

Der Zwang, den Katharina sich auferlegt hatte, so lange ihr Sohn noch am Leben war, hatte mit dem Tode desselben aufgehört, und die herrschsüchtige Katharina von Medicis

ergriff nun jede Gelegenheit, um sich wegen der Unbilden zu rächen, die sie, wie sie meinte, in der Vergangenheit zu erdulden gehabt hatte.

Dessenungeachtet benützte Maria Stuart alle möglichen Vorwände um ihre Abreise aus Frankreich zu verzögern.

Endlich mußte aber doch mit der Abreise Ernst gemacht werden und die Königin-Mutter selbst hatte der Scheidenden jede Möglichkeit benommen, ihren Aufenthalt in Paris noch um einige Tage zu verlängern.

Maria Stuart fügte sich in das Unvermeidliche, und zwar mit jenem himmlischen Lächeln, daß sie selbst in dem Augenblicke nicht verließ, in welchem ihr der Henker den Kopf vom Rumpfe trennte.

Die Königin wurde übrigens vom ganzen Hofe angebetet; sie hatte an demselben nur eine Feindin — ihre königliche Schwiegermutter.

In Bezug auf die Verehrung der jungen, schönen, unglücklichen Königin stimmte das Volk mit dem Hofe völlig überein; es theilte aber auch mit demselben die Besorgnisse, welche für die Zukunft derselben wach wurden.

Man bedauerte die Königin von ganzem Herzen, und zwar schon zu einer Zeit, in welcher das Schicksal der Königin noch als ein beneidenswerthes erschien.

Gegen drei Uhr Nachmittags erschien eine Ehrendame der Königin-Mutter in den Appartements der jungen Königin, theilte derselben mit, daß man um fünf Uhr speisen werde, und bat in Bezug auf die Personen, welche zur Tafel gezogen werden sollten, um Verhaltungsbefehle.

Maria Stuart warf einen Blick auf die Liste der von ihrer königlichen Schwiegermutter Eingeladenen und bemerkte trocken, daß sie diese Liste acceptire.

„Die Königin-Mutter hat mir aber auch befohlen —" sagte die Hofdame zögernd.

„Was?"

„Euer Majestät zu fragen, wann Sie abzureisen gedenken?"

„Sagen Sie der Königin, daß ich morgen Nachmittag abreisen werde."

„Die Königin-Mutter läßt ferner fragen," sagte die Hofdame, indem sie auf ein Bild des Königs Franz hinwies, „ob Euer Majestät wohl die Güte haben wollten, ihr das Bild zu überlassen, das für sie einen ganz besonderen Werth hat."

„Das Bild meines königlichen Gemahls!" rief die Königin aus Zorn erröthend aus. Niemals!"

Die Ehrendame der Königin entfernte sich schweigend.

In diesem Augenblicke hörte man auf dem Korridor schwere Tritte und Sporengeklirr.

„Sehen Sie einmal nach, wer das ist," sagte Maria in englischer Sprache zu einer älteren Frau, die in einer Ecke des Zimmers auf einem Betschemel kniete und betete.

„Der Herzog von Damville und ein anderer Edelmann erwarten die Befehle Euer Majestät," antwortete die alte Frau, nachdem sie wieder in den Saal zurückgekehrt war.

„Lassen Sie selbe eintreten, liebe Edith," sagte die Königin freudig, „der Herzog von Damville gehört zu meinen Freunden."

Heinrich von Montmorency trat ein.

Er war ein großer, schöner, junger Mann mit sehr offenen, ehrlichen Gesichtszügen.

Der Herzog beugte vor der Königin sein Knie, und preßte ihre schöne kleine Hand ehrerbietig an seine Lippen.

Sein Begleiter war eine jener kräftigen Soldatennaturen wie sie im Laufe der Jahrhunderte immer seltener geworden sind, und zudem einer unserer alten Bekannten.

„Euer Majestät haben mir erlaubt, Ihnen den Kommandeur der Eskorte vorzustellen, welche während der Reise über Ihre Sicherheit wachen wird. Ich habe die Ehre, Ihnen hier den Herrn Kommandeur Roland von Ferrouillac zu präsentiren."

„Ich danke Ihnen, Herr Herzog. Ich bin überzeugt daß ich unter dem Schutze dieses vortrefflichen Offiziers mit aller Sicherheit werde reisen können."

„Ich auch, Euer Majestät," sagte Herr von Ferrouillac treuherzig, indem er hiebei die Hand auf sein Herz legte.

„Sie sind aus der Gascogne, Herr Kommandeur?" frug die Königin, welche von der eigenthümlichen Aussprache unseres Freundes Ferrouillac seltsam berührt wurde.

„Halten zu Gnaden, Majestät, ja, und ich bin stolz darauf, ein Gascogner zu sein."

Die Königin lachte aus vollem Herzen.

„Euer Majestät werden geruhen, mir meinen gerechten Stolz zugute zu halten. Bescheidenheit ziert die Jugend, ich aber habe dieser Zierde nicht mehr nöthig und so darf ich mir das bischen Stolz, das ich empfinde, schon erlauben."

„Sie haben auch alle Ursache stolz zu sein; der Herzog von Damville hat mir Ihre Ehrenhaftigkeit und Ihren Muth mehr als einmal gerühmt.“

„Hat er das? Majestät. Der Herr Herzog war hiebei im vollsten Rechte.“

„Jawohl, lieber Kommandeur,“ sagte der Herzog, welcher bemerkte, daß die Königin durch das offene gerade Wesen des Kommandeurs sich sehr angezogen fühlte; „ich habe mir erlaubt, Ihrer Majestät die Versicherung zu geben, daß Sie unter den Schutz des ehrlichsten und muthigsten Soldatenherzens gestellt werden soll, das es nur immer geben kann.“

„Alle Teufel, Herzog, Sie haben da nicht zu viel gesagt, und es soll mich freuen, wenn Ihre Majestät die Ansichten theilt, die wir in dieser Beziehung gewonnen haben.“

„Glauben Sie, Herr Kommandeur,“ sagte die Königin, „daß Ihre Aufgabe eine sehr schwierige werden wird — daß die Protestanten —?“

„Allen Respekt vor dem Muthe dieser Leute, Majestät. Ich habe vor neun Jahren mit einer Hand voll Hugenotten das Schloß Talemond gestürmt und erobert. Aus der Handvoll Leute ist heute eine Armee geworden und ich denke daß die Leute heute nicht minder tapfer sind als damals.“

„Wenn diese — Leute uns den Weg versperren sollten!“ jammerte die Königin.

Der Herzog seufzte tief auf, indem er bemerkte: „Sie glauben wirklich, Herr Kommandeur, daß man die Frechheit haben könnte —?“

„Ich denke, daß, wenn ich, wie vor neun Jahren, noch an der Spitze der Hugenotten stünde, ich mir die

Gelegenheit nicht entgehen ließe, Euer Majestät zu meiner Gefangenen zu machen, wenn es auch nur zu dem Zwecke wäre, durch die Freilassung Euer Majestät mir und beziehungsweise der Partei, werthvolle Zugeständnisse zu verschaffen."

„Sie glauben also wirklich an die Möglichkeit eines Angriffes?"

„Vorsicht ist die Mutter der Sicherheit und Euer Majestät können sich überzeugt halten, daß ich es an der nöthigen Vorsicht nicht werde fehlen lassen."

„Euer Majestät wollen die Gnade haben, nicht zu vergessen," sagte der Herzog, „daß auch ich die Ehre haben werde, an Ihrer Seite zu sein und daß ich tausendmal mein Leben lassen würde, wenn es gilt —"

„Ich weiß es, Herzog," sagte Maria Stuart mit einem Seufzer, „ich weiß, daß ich in meinem kalten Schottland keinen besseren Degen finden werde als den Ihrigen, Herr von Ferrouillac, und kein treueres Herz als das Ihrige, mein lieber Herzog."

„Wie gerne würde ich Ihre — Verbannung theilen, Euer Majestät," murmelte der Herzog —

„Still, mein Freund," antwortete die Königin, „man sagt, daß im Louvre die Wände Ohren haben."

„Was liegt daran, Majestät? Sie waren meine Königin und Sie bleiben es."

„Ich danke Ihnen für Ihre Hingebung, Herzog; ich könnte sie jedoch ohne Einwilligung der Regentin und des Herzogs von Montmorency nicht annehmen."

Heinrich Damville erblaßte.

„Mein Vater würde seine Einwilligung geben," murmelte er, „aber die Regentin — niemals."

Die Königin wagte nicht zu fragen, warum.

Sollten vielleicht zwischen jener Königin von zweiundvierzig Jahren und dem schönen jungen Manne Beziehungen bestanden haben', wie sie einst zwischen dem Connetable von Bourbon und Louise von Savoyen bestanden?

Sechzehntes Kapitel.

Die Ueberraschung.

Die Königin suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Und Sie, Herr Kommandeur," sagte sie, „könnten Sie sich auch entschließen, mir nach Schottland zu folgen?"

„Wenn Sie es befehlen, Majestät, so gehe ich mit Ihnen in die Hölle."

Die Königin lächelte.

„Ich darf aber Euer Majestät nicht verhehlen, daß ich gegen Schottland ein gewisses Vorurtheil hege."

„Und warum?"

„Ich war einstens in Schottland und weiß, daß ich dort viele Feinde hinterlassen habe."

„Sie haben sich in Schottland Feinde gemacht?" frug die Königin erstaunt, „wie wäre das möglich?"

„Ich habe in den Hochländern vierzig tüchtige Jungen für den Dienst des Königs von Portugal angeworben. Als die Leute in das Niederland herabkamen, überließen sie sich allerlei Exzessen und zündeten in einer Vorstadt von Glasgow sogar ein paar Häuser an. Man wollte mich deshalb zur Verantwortung ziehen und schickte eine Kompagnie Soldaten gegen mich aus. Es gelang mir jedoch, dia Leute für mich zu gewinnen, und so kam es, daß ich statt mit vierzig Rekruten mit einer sehr starken Kompagnie gut ausgebildeter Soldaten nach Portugal kam."

Die Königin lachte aus vollem Halse, indem sie sagte: „Wie war es Ihnen denn gelungen, dte Kompagnie königlicher Soldaten für sich zu gewinnen?"

„Die Leute waren Hochländer, die nicht gerne gegen ihre Landsleute kämpften. Sie ließen sich daher ohne viele Umstände von meinen Leuten gefangen nehmen und ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sie für den Dienst Sr. Majestät des Königs Don Sebastian anzuwerben."

„Das war ein kühner Handstreich, und ich kann nun ebensowenig an Ihrer Klugheit wie an ihrer Tapferkeit zweifeln. Ich weiß, daß ich unter Ihrem Schutze sicher die Küste des Meeres erreichen werde. Zudem wird mein Oheim Franz von Guise uns begleiten."

„Ich bin weit entfernt, die militärischen Fähigkeiten des Herzogs von Guise zu unterschätzen. Aber ich kann mir die

Bemerkung nicht versagen, daß derselbe mehr Stratege als Taktiker ist. Er wird einen genialen Schlachtenplan entwerfen können, aber er würde sich vielleicht in einiger Verlegenheit befinden, mit einer Handvoll Leute einen Handstreich abzuwenden, den die Hugenotten etwa gegen uns durchführen wollten. Der Connetable von Bourbon hat bei der Belagerung Roms so viele Fehler gemacht, daß wir ernstlichen Gefahren preisgegeben waren, und derselbe durch seine eigene Ungeschicklichkeit das Leben einbüßte."

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Kommandeur?"

„Daß ich mich verpflichte, Euer Majestät ungefährdet nach Calais zu bringen, wenn man mir einzig und allein die Führung der zu Ihrem Schutze bestimmten Truppen überläßt."

„Was mich betrifft," antwortete die Königin, „werde ich nicht ermangeln, zu erklären, daß ich gern bereit bin, mich ganz und völlig auf den Schutz zu verlassen, den Ihr Muth und Ihre Fähigkeiten mir verleihen werden."

Roland beugte vor der Königin sein Knie, indem er ausrief: „Wenn die Ritter in alten Zeiten in den Kampf zogen, so erbaten sie sich von den Damen eine Gnade, und diese wage ich auch mir von Eurer Majestät zu erflehen."

Maria Stuart reichte dem Kommandeur ihre Hand und dieser führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

Als der steife graue Schnurrbart des wackeren Kriegers die zarte Hand der Königin berührte, machte es auf den Herzog von Damville den Eindruck, als ob ein Igel es wage, mit einem Rosenblatte zu tändeln.

Die Königin rief ihre getreue Edith herbei und gab derselben den Auftrag, die Liste herbeizuschaffen, auf welcher die zur königlichen Tafel Befohlenen verzeichnet waren.

Die alte Dame entfernte sich kopfschüttelnd.

„Ich betrachte Sie von diesem Augenblicke an als einen der Meinen, Herr Kommandeur, und bitte Sie sonach, der Abschiedstafel beizuwohnen, welche die Königin mir zu Ehren veranstaltet.“

„Welche Gnade, Königin!“ rief Roland aus, der zum ersten Male in seinem Leben wirklich in Verwirrung gerieth.

Der Kommandeur von Ferrouillac verabschiedete sich von der Königin, um sich zur königlichen Tafel umzukleiden. Die Königin blieb mit dem Herzoge allein zurück.

„Ein wahres Original,“ sagte der Herzog von Damville, „er ist mit den Gebräuchen der Höfe völlig unvertraut, aber was seine Klugheit und seinen Muth betrifft, bin ich überzeugt, daß Euer Majestät sich in dieser Beziehung völlig auf ihn verlassen können.“

„Eine köstliche Figur das!“ rief die Königin lachend aus, „ein Soldat vom Scheitel bis zur Sohle und dabei galant wie ein junger Offizier. Ach, wenn er nur nicht die traurige Mission hätte, mir bei meinem Abschiede aus meinem geliebten Frankreich das Geleite zu geben! Was werde ich in dem düsteren Nebellande anfangen!“

„Ach, Majestät, wenn Sie die Gnade haben wollten, der Vergangenheit zu vergessen dieses Land würde sich glücklich schätzen, wenn Sie es für immer würdig hielten, Ihr Vaterland zu heißen!“

„Was wollen Sie damit sagen, Heinrich?“

„Daß es sich nicht darum handeln würde, die Krone, die Sie tragen, mit einer anderen zu vertauschen, sondern —"

„Was, Heinrich —?"

„Es wäre mir möglich, die Hälfte von Frankreich für Sie zu erobern —"

„Schweigen Sie, Unglückseliger."

„Ich darf nicht schweigen, Königin, denn in vierundzwanzig Stunden wäre es vielleicht zu spät, Ihnen zu sagen, was ich denke und empfinde. Die Zukunft, die ich Ihnen bieten kann, ist vielleicht nicht so glänzend, als es die Vergangenheit war, aber —"

„Oh, wenn Sie wüßten, wie ich den König geliebt habe!"

„Ich weiß es, daß Sie ihn liebten," sagte der Herzog seufzend, „Sie haben aber kein Recht, ewig Ihrem Schmerze zu leben. Das Land liebt Sie, bei dem ersten Versuche —"

Die Königin warf auf den Herzog einen angsterfüllten Blick — zum Glücke für ihn kam Edith mit der Liste der zum Abschieds-Diner Eingeladenen zurück.

Die Königin ergriff die Liste und setzte eigenhändig den Namen des Herrn von Ferrouillac auf dieselbe.

Derselbe hatte übrigens seine Toilette bereits vollendet, das heißt, er hatte sein Panzerhemd abgelegt und statt seines Helmes einen großen runden Hut aufgesetzt, der mit schwungvollen Straußfedern verziert war. So schritt er, die Faust auf seinem Degenknopfe, stolz wie ein König dem Louvre zu.

Man kann sich leicht denken, daß der würdige Roland von Ferrouillac von Galbatros de la Popie en Agenais im Louvre nicht zu Hause war. Sein Fuß hatte zum ersten Male das Pflaster desselben betreten, als er der Königin vorgestellt wurde, und er irrte daher ziemlich zaghaft in den Gängen des königlichen Palastes herum, da er denn doch zu stolz war, Jemanden zu fragen, wie er in demselben sich zurechtfinden sollte.

Er verließ sich in dieser Beziehung auf sein gutes Glück. Kommt Zeit; kommt Rath, dachte er, indem er, in Erwartung dieses Rathes, in einer der Vorhallen auf und ab ging.

Plötzlich kam aus einer der Thüren ein Knabe von zehn bis elf Jahren herausgesprungen, welcher, ohne sich um Roland zu bekümmern, mit einer Armbrust in der Hand auf eines der Fenster zueilte, um es zu öffnen.

Das Fenster war jedoch so hoch, daß der Knabe es nicht erreichen konnte.

„Warte ein wenig, mein kleiner Freund sagte Roland," indem er den Kleinen auf den Arm nahm und das Fenster öffnete, „was gibt es denn da unten?"

„Den Vogel dort, ich möchte ihn tödten."

„So? Setze Dich auf meinen Rücken, Du wirst da ganz sicher sein, so, und jetzt schieße zu."

Der Knabe war über die Vertraulichkeit, mit welcher der Fremde ihn behandelte, allerdings etwas erstaunt, der Vorschlag gefiel ihm jedoch und er ging auf denselben ein. Er setzte sich huckepack auf den Rücken des Offiziers, legte die

Armbrust an und schoß, — der Vogel fiel gut getroffen zur Erde.

„Heinrich, Margarethe, Franz, kommt, kommt," rief der Knabe freudig aus, „seht, ich habe einen Vogel geschossen!"

Die Gerufenen zwei kleine Knaben und ein kleines Mädchen eilten rasch herbei.

„Das ist ein ganzes Pagennest," dachte der Kommandeur.

Hinter ihnen erschien jedoch eine majestätische Gestalt, die dem tapferen Offizier nur allzugut bekannt war, die Königin Katharina von Medicis.

Ihr Blick fiel drohend auf den Knaben, indem sie demselben zurief:

„Was soll das bedeuten, mein Kind, ist das ein Benehmen, das einem Könige geziemt?"

„Der König," murmelte Herr von Ferrouillac, während Se. Majestät König Karl IX. sich freudig auf seinem Rücken schaukelte.

„Vergebung, Euer Majestät," sprach Roland von Ferrouillac, indem er den König auf seinen Armen zur Erde gleiten ließ, „ich wußte nicht, daß ich die Ehre hatte, dem allerchristlichsten Könige zum Schlachtroß zu dienen."

Siebzehntes Kapitel.

Alte Bekanntschaften.

Katharina von Medicis, die nie lächelte, mußte über die gutmüthige Verwunderung, welche der fremde Offizier über die unerwartete Entdeckung zur Schau trug, dennoch lächeln.

„Wer sind Sie?" frug sie den wackeren Mann.

„Ich bin der Kommandeur Roland von Ferrouillac, der ergebenste Diener Eurer Majestät," antwortete Roland, der seine Fassung wieder gewonnen hatte.

„Ein Offizier im Dienste der Königin von Schottland," bemerkte Katharina, welche sich erinnerte, daß Maria Stuart den Namen Roland's eigenhändig auf die Liste der zum Diner Eingeladenen geschrieben hatte. „Sie gehören zu den Truppen des Herzogs von Montmorency?"

„Soweit die Truppen des Herrn von Montmorency auch zu den Truppen Sr. Majestät des Königs von Frankreich gehören, ja."

„Und Sie sind bestimmt, die Königin Maria Stuart bis an die Küste des Meeres zu begleiten?

„Ich werde die Ehre haben, die Eskorte der Königin zu kommandiren."

„Gut. Ich bitte Sie, sich bei Ihrer Rückkehr aus Calais mir vorzustellen."

„Ich werde Ihren Befehlen nachkommen, Majestät," antwortete Roland, während die Königin mit dem Könige Karl IX. und seinen königlichen Geschwistern in ihre Gemächer sich zurückzog.

„Mein Weizen blüht," dachte Herr Roland vergnügt, „ich fange an bei Hofe eine beliebte Persönlichkeit zu werden. Die Leute reißen sich ordentlich um mich. Zwei Königinnen, der König, ein paar kleine Prinzen und eine allerliebste kleine Prinzessin — das ist genug an einem Tage. Und wie vertraut ich mit Allen verkehre! Der Königin habe ich die Hände geküßt und mit dem Könige bin ich schon „Du und Du". Sogar die Königin Katharina hat mich in wohlwollender Weise behandelt; sie will, daß ich mich ihr vorstelle. Das soll geschehen und ich werde ihr beweisen, daß ich ihres Vertrauens würdig bin. Vielleicht braucht man einen Minister ich habe das Zeug dazu — ich werde mein Glück machen."

Mittlerweile erinnerte sich Roland daran, daß er endlich doch versuchen müsse, den Speisesaal zu erreichen, und er dachte es sei am besten, wenn er sich der Königin anschließe, sobald diese wieder zum Vorschein komme.

In diesem Augenblicke bemerkte jedoch Herr von Ferrouillac am entgegengesetzten Ende der Vorhalle einen jungen Mann, der ihm nicht unbekannt schien.

Derselbe war von großer, schlanker Gestalt und zeichnete sich durch einen dichten, schön gepflegten Bart aus, der ihm beinahe bis auf den Gürtel herabfiel. Der junge Mann war in ein großes schwarzes Gewand mit flatternden Aermeln gehüllt und hatte den Leib mit einer rothen Seidenschnur umgürtet.

„Alle Wetter!" rief Roland aus, indem er den jungen Mann auf die Schulter klopfte, „was machen Sie hier im Louvre, Meister Farinacci?"

„Farinacci?" antwortete der Angesprochene mit einem sehr hervortretenden italienischen Accente, „Sie irren sich Herr, ich bin Cosmus Ruggieri, der Astrolog der Königin."

Ferrouillac trat betroffen einen Schritt zurück.

Der Name des Astrologen war ihm bekannt, und zwar in nicht sehr erfreulicher Weise. Roland von Ferrouillac schien jedoch in Bezug auf die Person, die er vor sich hatte, seiner Sache gewiß zu sein, denn er fuhr fort:

„Nein, nein, ich irre mich nicht. Sie nannten sich in Mailand Farinacci — Sie haben nur den Namen geändert. Erinnern Sie sich denn nicht unseres Zusammenseins in Mailand? Sie haben mir damals vorhergesagt, daß man mich hängen werde, und ich habe Ihnen vorhergesagt, daß Sie von mir Prügel bekommen würden. Meine Weissagung ist pünktlich in Erfüllung gegangen, die Ihre nicht. Wenn also einer von uns Beiden das Recht hat, hier am Hofe den Sterndeuter zu spielen, so bin ich es — Ihre Vorhersagungen sind keinen Schuß Pulver werth. Ich bin übrigens gerne bereit, das Vergangene zu vergessen, und setze von Ihnen dasselbe voraus. Wenn Sie so gütig sein wollen, mir einen kleinen Dienst zu erweisen, so werde ich der Regentin, welche in mich großes Vertrauen setzt, verschweigen, auf welche Weise Sie den Kardinal Cicoguara um viertausend Livres geprellt haben."

„Stille, stille!" rief der Sterndeuter aus.

„Sie erkennen mich also?"

„Ja, ich bitte jedoch zu bedenken, daß wir nicht mehr in Mailand uns befinden, sondern in Paris, wo ich Ihnen so manchen Dienst werde erweisen können."

„Ich weiß, daß Cosmus Ruggieri an unserem Hofe eine große Rolle spielt."

„Und daß Viele mich fürchten, Alle mich beneiden. Wie geht es Ihnen, Herr Kapitän, und was machen Sie hier am Hofe?"

„Ich bin Kommandeur in der Armee des Königs und bin heute bei unserem jungen König und den Königinnen Katharina von Medicis und Maria Stuart zu Tische geladen."

Der Sterndeuter schien von dieser Nachricht sehr überrascht zu sein. Er murmelte: „Man hat Sie zum Abschiedsdiner eingeladen?"

„Jawohl; die Königin Maria Stuart hat mich selbst auf die Liste der Eingeladenen gesetzt und der Dienst, den ich von Ihnen zu erbitten habe, ist der, daß Sie mir den Weg in den Speisesaal zeigen."

„Kommen Sie."

Ruggieri führte den Kommandeur über eine Seitenstiege in eine Vorhalle, in welcher schon mehrere Edelleute den Eintritt der Königin erwarteten. Auch der Herzog von Damville befand sich unter denselben.

„Besten Dank für Ihre Gefälligkeit," sagte Herr von Ferrouillac zu seinem Begleiter; ich hoffe, daß Sie nunmehr über meine Zukunft keine weiteren Besorgnisse hegen?"

„Ich bin bereit, Ihnen diese Frage zu beantworten, wenn Sie mich heute Abend neun Uhr in meinem Labo-

ratorium aufsuchen wollen, das im Thurme Albret gelegen ist."

„Ich werde pünktlich erscheinen."

Die Hofetikette war in jenen Zeiten keine sehr strenge; zudem war dieselbe durch zahlreiche Kriege sehr gelockert worden.

In dem großen Saale, in welchem bei besonders festlichen Gelegenheiten gespeist wurde, sah man an jenem Tage die Herren von Guise, von Condé, Tavannes, den Marschall von Saint-André, Herrn von Biragne, Herrn von Harley, den Admiral von Coligny und viele andere Häupter der katholischen und der protestantischen Partei, denen die Regentin abwechselnd schmeichelte und die sie nach ihrem beliebten Schaukelsysteme abwechselnd hervorhob oder zurücksetzte.

Der König nahm in der Mitte der Tafel Platz, die beiden Königinnen saßen rechts und links an seiner Seite.

Für die Prinzen Heinrich und Franz, sowie für die Prinzessin Margarethe war das Diner an einem Seitentische aufgetragen worden.

Ausnahmsweise hatte auch der Connetable von Montmorency sich entschlossen, an der königlichen Familientafel theilzunehmen, was sonst selten genug geschah, weil er den Zwang nicht liebte. Diesmal aber handelte es sich gewissermaßen um einen Akt der Courtoisie und der Herzog wollte sich in diesem Falle nicht von der Tafel fernhalten.

Der Herzog von Damville saß der Königin Maria Stuart gegenüber und sein Herr Papa hatte das Mißvergnügen, neben dem Kardinal von Lothringen zu sitzen, den er gründlich verabscheute.

Herr Roland von Ferrouillac fühlte sich in dieser Gesellschaft etwas unbehaglich; er bedauerte beinahe die erhaltene Einladung nicht abgelehnt zu haben. Er dachte trübsinnig daran, daß Dom Mathurin allein werde zechen müssen, und er beneidete ihn beinahe um die Freiheiten, die er sich hiebei erlauben konnte.

Roland hatte am Ende der Tafel neben einem Manne Platz genommen, dessen Aussehen ein sehr unscheinbares war. Der brave Soldat, der sonst so gerne „einhaute", fühlte sich außerordentlich beängstigt; er blickte fortwährend um sich herum, um es den Leuten abzugucken, wie sie Messer und Gabel gebrauchten und inwieweit sie sich mit den verschiedenen Weinflaschen einließen, die in ihrer Nähe standen oder aus denen die Kammerdiener von Zeit zu Zeit die Gläser füllten.

Auch die beiden Königinnen waren für ihn Gegenstände besonderer Theilnahme, und zwar lediglich deshalb, weil sie keinen Wein tranken. Maria Stuart liebte denselben nicht und Katharina von Medicis hatte immer schon vorher gespeist, ehe sie sich an die königliche Tafel setzte.

„Die Geschichte fängt an, verteufelt langweilig zu werden," sagte endlich der Kommandeur von Ferrouillac zu seinem Nachbar.

„Es ist immerhin besser, daß diese Leute schweigen, denn wenn ein Jeder von ihnen reden wollte, wie es ihm um's Herz ist, würden wir ganz kuriose Dinge erleben," antwortete der Fremde.

„Ich sehe, daß Sie ein Philosoph sind," bemerkte Herr von Ferrouillac, „ich muß Ihnen übrigens gestehen,

daß ich heute zum ersten Male an der königlichen Tafel speise."

„Das habe ich mir gleich gedacht, weil Ihr Aussehen ein so vortreffliches ist."

„Es scheint aber doch, daß man hier ganz gut zu kochen versteht?"

„Das ist es nicht, was ich sagen wollte; ich meine nur, daß man in die Köche des Königs kein besonderes Vertrauen setzt."

„Weshalb?"

„Weil die Köche aus der Schule der Katharina von Medicis in den Gewürzen, die sie den Speisen beimengen, manchmal sich vergreifen."

Herr von Ferrouillac hätte gerne über diesen Punkt Ausführlicheres erfahren; sein Nachbar schwieg jedoch und der tapfere Kommandeur war schon Hofmann genug, um keine Fragen zu stellen, auf die er keine Antwort erwarten durfte.

Im Uebrigen ging es bei Tische schon ziemlich lebhaft zu. Herr von Condé kritisirte das Menu, der Herzog von Damville schwärmte, Maria Stuart, welche durch die Gegenwart ihrer Schwiegermutter sich eingeschüchtert fühlte, begnü te sich, zeitweilig zu lächeln, obwohl ihr das Weinen näher stand, als das Lachen.

Der Connetable konnte selbst bei Tische sich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit mit einem Pater noster an dem Gespräche sich zu betheiligen.

Achtzehntes Kapitel.

An der königlichen Tafel.

Katharina von Medicis richtete plötzlich an ihre Schwiegertochter die allerdings etwas befremdliche Frage:

„Es scheint, daß Eure Majestät in Frankreich nicht so glücklich waren, als Sie es wohl verdient hätten. Ich hoffe, daß Sie in Schottland alle Leiden vergessen werden, die Sie hier erduldeten."

„Ich habe hier viel gelitten, Euer Majestät," antwortete die Königin sanft, „aber es war ein Trost für mich, daß Jene, welche mir Schmerz bereiteten, mindestens keine Franzosen waren."

Die bösartige Italienerin verstand den Ausfall ganz wohl, den Maria Stuart gegen sie gerichtet hatte, und sie antwortete schlagfertig:

„Die Vorsehung, welche Glück oder Unglück mit weiser Hand vertheilt, gehört weder der einen Nation an noch der anderen. Sie sind eine zu gute Katholikin, um nicht zu wissen, daß Gott Diejenigen züchtigt, die er liebt."

„Es ist uns verwehrt, über die Vorsehung zu murren, aber wir haben mindestens das Recht, darüber zu weinen, wenn ihre Hand uns schwer getroffen hat."

Dieser Zwischenfall rief unter den Theilnehmern an der königlichen Tafel eine peinliche Verlegenheit hervor.

Es stand zu erwarten, daß Katharina von Medicis ihrer Gegnerin eine sehr gereizte Antwort ertheilen werde. Der König gab jedoch dem Gespräche eine andere Wendung, indem er an den Herzog von Guise die Frage richtete:

„Sie waren in Schottland, lieber Cousin, nicht wahr?"

„Ja, Sire."

„Sie werden mir also sagen können, ob es dort viel Jagdwild gibt?"

„Ja, Sire, besonders Füchse."

„Das ist schön, dann werde ich die Königin Maria fleißig besuchen, wenn ich einmal erwachsen bin. Ich habe sie ja so lieb!"

Katharina von Medicis biß sich in die schmalen Lippen, daß beinahe das Blut hervorquoll.

„Wir werden mit einander jagen," fuhr der König fort, „wir haben uns ja immer lieb gehabt, nicht wahr?

„Ich liebe Sie aus ganzem Herzen, Sire, und meine Arme werden Ihnen immer und überall offen stehen, wo ich mich auch befinde. Werden Sie sich aber nicht vor dem Meere fürchten?"

„Oh nein. Es ist noch niemals ein König im Meere ertrunken. Nicht wahr, Amyot?"

„Sire," antwortete plötzlich der bescheidene Nachbar Ferrouillac's, „der Fall ist noch nicht vorgekommen, weil die Könige lieber mit dem Feuer spielen als mit dem Wasser. Ich sehe jedoch nicht ein, weshalb ein König nicht ebensogut ertrinken sollte wie der letzte seiner Unterthanen."

Diese kühne Antwort verbreitete allgemeines Entsetzen.

„Pah," antwortete der König, der über diese Antwort nicht im mindesten betroffen war, „es kommt eben nur darauf an, wer schwerer ist, ich, der König oder der letzte meiner Unterthanen. Und für den Augenblick bin ich noch nicht allzuschwer, nicht wahr, Herr von Ferrouillac?"

Unser wackerer Kommandant blieb völlig unbefangen, als der König auf so unerwartete Weise eine Frage an ihn richtete, welche für die meisten Gäste unverständlich war, und er antwortete unerschrocken:

„Ich weiß nicht, Euer Majestät, wie schwer Sie in Pfunden ausgedrückt etwa sein mögen. Für mich aber fällt das Gewicht meines Königs schwerer in die Wagschale als das des ganzen übrigen Frankreichs zusammengenommen."

Amyot, welcher die Geistesgegenwart des lustigen alten Haudegens bewunderte, winkte ihm auf das Herzlichste zu.

Die Spannung, welche der Gesellschaft sich bemächtigt hatte, war durch das glückliche Impromptu Roland's plötzlich gewichen. Katharina von Medicis erzählte lachend, in welcher Situation sie den König von Frankreich getroffen habe, und sie ließ es hiebei nicht an der Bemerkung fehlen, daß Herr von Ferrouillac den König wahrscheinlich für einen jungen Pagen gehalten habe.

„Ich kenne meinen Ferrouillac," murmelte der Herzog von Montmorency, „ich bin überzeugt, daß er den König geduzt hat."

Roland von Ferrouillac machte gute Miene zum bösen Spiele, aber man konnte es ihm wohl ansehen, daß ihm die

Rolle, die er zu spielen verurtheilt war, nicht sehr behagte. Man mußte jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß der Faden der Geduld ihm reißen werde, und er hielt in der That nicht allzulange aus.

Man hatte eben die Erzählung der Königin über das vom wackeren Kommandeur bestandene Abenteuer mit herzlichem Lachen begrüßt, als dieser roth vor Entrüstung über das unbändige Lachen der Zuhörer mit kräftiger Faust auf den Tisch schlug und ausrief:

„Alle Wetter, meine Herren und Damen, ich gebe ja zu, daß ich vor Ihrer Majestät der Königin wie ein Sattelpferd dastand. Aber was liegt da daran. Der heilige Christof hat auch einmal den Erlöser auf seinem Rücken getragen, ohne zu wissen, wen er trägt, und ich zweifle nicht, daß der große Heilige den kleinen Christus ebenso geduzt hat wie ich den kleinen König. Jesus Christus ist später der Erlöser der Welt geworden und ich hoffe, daß Se. Majestät der König Karl IX. auch einmal ein berühmter König werden wird, wenn es auch nicht der große Christof war, der ihn auf seinen Schultern getragen hat, sondern des Königs ergebenster Diener, der Kommandeur Roland von Ferrouillac de Galbatrons de la Popie en Agenais."

Man lachte abermals, aber diesmal in einer dem Herrn Kommandeur sehr schmeichelhaften Weise.

Der König selbst winkte ihm freundlich zu, indem er ausrief: „Jean Baptiste, tragen Sie doch dem Herrn von Ferrouillac diese Schüssel mit Rebhühnern hin; er soll sich das schönste Stück davon aussuchen."

Das königliche Wohlwollen machte auf den Kommandeur eine zündende Wirkung. Jede Scheu war plötzlich von ihm gewichen und als ob er unter seinen Waffengefährten in der Schänke beim „blauen Stern" oder in einer ähnlichen Spelunke sich befände, rief er mit kräftiger Stimme aus: „Ich habe heute das Glück gehabt, dem Könige von Frankreich meinen Rücken zur Verfügung zu stellen, und das war das Allerwenigste was ich für Se. Majestät thun konnte. Ich hoffe jedoch, daß es mir einst gegönnt sein wird, Blut und Leben für meinen König hinzugeben, und er wird dann sehen, daß Roland von Ferrouillac nicht zu viel versprach, als er sich einst dazu herandrängte, ein ganzes Königreich auf seinem Rücken zu tragen."

„Wacker gesprochen, Herr Kommandeur!" rief der König vergnügt aus, und Roland, welcher recht wohl wußte, daß es unklug wäre, seinen Sieg weiter auszubeuten, begnügte sich damit, seine Hand auf das Herz zu legen und sich vor dem Könige ehrfurchtsvoll zu verbeugen.

Er beschäftigte sich sodann in sehr eingehender Weise mit den Rebhühnern, die der König ihm gesendet hatte, und nachdem der Kammerdiener sich beeilte, seinen Becher immer wieder von Neuem anzufüllen, so oft er denselben geleert hatte, so kam Herr von Ferrouillac endlich zur Ueberzeugung, daß man an der königlichen Familientafel eben so bequem und noch dazu etwas billiger speisen könne als beim „blauen Stern".

Die Königin-Mutter war an diesem Tage ganz außerordentlich aufgeräumt. Sie schien beim Glanze der hunderte

von Kerzen, die den Saal erhellten, sich gleichsam zu verjüngen, und wenn auch der Einfluß, den Katharina von Medicis auf die Geschicke der Menschheit nahm, ein unheilvoller war, so konnte ihr doch Niemand bestreiten, daß sie eine Frau von großem Geiste war.

Zudem übte der Gedanke, daß Maria Stuart bald aus Frankreich scheiden werde, auf sie eine zündende Wirkung aus. Ihre Blicke waren feuriger als je und Jedermann konnte an ihrem Lächeln die innere Befriedigung erkennen, welcher sie sich hingab. Selbst der Herzog von Damville mußte das bemerken, obwohl Katharina von Medicis den ganzen Abend kein Wort an ihn richtete.

Dagegen konnte der Herzog von Montmorency mancher Auszeichnung von ihrer Seite sich erfreuen.

Die protestantischen Edelleute waren über diese Auszeichnungen nicht sehr erfreut; sie befanden sich alle in einer peinlichen Verlegenheit, mit Ausnahme des Prinzen von Condé, der niemals in Verlegenheit sich befand.

Die übrigen protestantischen Edelleute verhielten sich äußerst schweigsam, so schweigsam wie der Admiral Coligny, der nur dem Präsidenten Harlay einige freundliche Worte widmete.

Um halb acht Uhr gab die Königin-Mutter das Zeichen zum Aufbruche; Alle beeilten sich, ihrem Beispiele zu folgen, mit Ausnahme Roland's, der, bevor er aufstand, seinen Becher bis auf den Grund leerte.

Maria Stuart richtete mit thränenerfüllten Augen noch einige Abschiedsworte an die Versammlung.

Sie theilte derselben mit, daß sie am nächsten Tage Frankreich verlassen werde, und richtete an jeden Einzelnen noch einige freundliche Worte. Maria Stuart verließ sodann in Begleitung ihrer beiden Oheime und des Herzogs von Damville den Saal, während die Königin-Mutter in Begleitung des Königs und der königlichen Kinder in ihre Appartements sich zurückzog.

Der Kommandeur von Ferrouillac verließ allein, wie er gekommen war, das Louvre und kehrte sich, nachdem er die Straße erreicht hatte, noch einmal gegen das düstere Gebäude um.

„Was da in dem Louvre für eine Menagerie beisammensteckt," dachte er, indem er seine Blicke über das Gebäude hinschweifen ließ, „diese Leute denken nur an Essen und Trinken und doch sind sie es, von denen die Geschichte einst zu erzählen wissen wird, während sie auf mich gänzlich vergessen dürfte. Was liegt mir daran, wenn ich einmal todt bin — für mich ist es viel wichtiger, zu wissen, wann ich einmal sterben muß. Und ich glaube, daß dieser Spitzbube von einem Ruggieri, der einmal Farinacci hieß, mir versprach, daß er mir hierüber sehr bestimmte Aufschlüsse geben wolle."

Das Hotel d'Albret in der Straße Du Four war soeben von der Königin-Mutter angekauft worden, um daselbst für ihren Astrologen Ruggieri in einem alten Glockenthurme ein Observatorium zu errichten.

Derselbe hatte sich im ersten Stockwerke des Hotels prachtvoll eingerichtet, während der Glockenthurm, in welchem Ruggieri oft den Besuch der Königin-Mutter erhielt, ein seinem Zwecke entsprechendes düsteres Gepräge hatte.

Es schlug eben neun Uhr, als Roland von Ferrouillac die Stufen zu dem Observatorium des Meisters Ruggieri hinanstieg.

Neunzehntes Kapitel.

Farinacci=Ruggieri.

Ruggieri befand sich, als Roland den Thurm erklettert hatte, auf einem Thurmvorsprunge, der mittelst Glaswänden gegen Sturm und Regen geschützt war, aber doch eine ziemlich freie Umschau gestattete.

„Sie sehen, Herr Hexenmeister, daß ich pünktlich bin," rief Roland dem Astrologen beim Eintritte zu.

„Es war nicht meine Absicht, Sie hier zu empfangen," sagte Ruggieri; „wollen Sie nicht in meine Appartements hinabkommen? oder wollen Sie lieber hier bleiben inmitten all des Teufelsspukes, wie Sie es nennen?"

„Bleiben wir lieber hier," sagte Roland, „es muß sehr unterhaltend sein, zuzusehen, wie Sie da Ihren Hokus=Pokus machen."

Ruggieri erwiderte ernst:

„Ich weiß, daß Sie in Glaubenssachen nicht sehr leicht zu behandeln sind, und ich will es auch gar nicht versuchen, die Ansichten, welche Sie über die erhabene Wissenschaft der

Astrologie haben, zu berichtigen. In der That bin ich aber ebensowenig ein Wahrsager in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes als ein Schwindler."

„Es wird doch etwas dergleichen hinter Ihnen stecken," antwortete Roland lächelnd.

„Nicht mehr, als nöthig ist, um mir meinen Einfluß zu sichern. Sehen Sie einmal den gestirnten Himmel hier an?"

„Das Wetter ist wirklich ganz ausgezeichnet schön."

„Das ist es nicht, worauf ich Sie aufmerksam machen wollte. Können Sie denn beim Anblicke des gestirnten Himmels an nichts Anderes denken, als an Ihre Kothstiefel und an Ihren Regenmantel!"

„Oh ja. Ich könnte mir z. B. denken, daß ich, wenn diese Sterne lauter Goldstücke wären und ich damit in meiner Tasche klimpern könnte, mir ein hübsches kleines Schloß kaufen und den braven Dom Mathurin zu meinem Schloßkaplan machen würde."

„Ich erblicke etwas ganz Anderes in den Sternen. Ich sehe in ihnen die Hand Gottes, die Alles zu einem wunderbaren Ganzen gestaltete."

„Zu einem Ganzen?" erwiderte Roland, den diese philosophischen Betrachtungen offenbar verblüfften.

„Wissen Sie wohl, daß der kleinste der winzigen Punkte, die dort am Firmamente erglänzen, hundertmal größer ist als unsere miserable Erde?"

„Woher wissen Sie das?"

Die Reihe, verblüfft zu sein, kam nun an den Astrologen; er zog sich jedoch so ziemlich gut aus der Affaire, indem er bemerkte:

„Der gestirnte Himmel ist ein aufgeschlagenes Buch, aus dem wir nicht allein über den Bau der Welten, sondern auch über die Schicksale der Menschen Belehrung schöpfen können.“

„Und Sie vermögen das?“

„Ja.“

„Und Ihre Prophezeiungen gehen wirklich in Erfüllung?“

„Das ist in der That häufig genug der Fall.“

„Und Sie habeu in den Sternen gelesen, daß ich gehängt werden soll.“

„Nein, das war nur so ein frommer Wunsch von meiner Seite. Ich bedauere aber aufrichtig, daß ich demselben auf so unumwundene Weise Ausdruck gegeben habe.“

„Machen Sie sich deshalb keine Sorge. Das Schicksal, daß Sie mir in Aussicht stellten, hat mich in keiner Weise beunruhigt.“

„Das ist allerdings sehr beschämend für mich. Ich höre soeben Schritte auf der Treppe — treten Sie hier in dieses Kabinet, Sie werden dort Alles hören und sehen können was hier vorgeht.“

Roland zog, ohne ein Wort zu sagen, sich in die Loge zurück.

Wenige Augenblicke nach seinem Verschwinden erschien eine Frau auf der Schwelle des Zimmers, in welchem der Astrolog allein zurückgeblieben war. Sie hatte sich in einen großen weiten, mit einer Kapuze versehenen Mantel eingehüllt und eine venezianische Halbmaske vor das Gesicht genommen.

„Sind Sie allein, Meister Ruggieri?“ frug die Frau in italienischer Sprache.

„Ja,“ antwortete der Sterndeuter auf französisch, offenbar in der Absicht, dem Herrn von Ferrouillac Gelegenheit zu bieten, dem Gegenstande des Gespräches zu folgen.

Diese Vorsicht war aber eine überflüssige; Herr von Ferrouillac, welcher viel gereist war, verstand italienisch, spanisch und englisch so vortrefflich, daß er ganz gut im Stande war, in diesen Sprachen zu konversiren. Nur die deutsche Sprache war ihm nicht sehr geläufig. Die einzigen Worte, welche er ziemlich dialektfrei sprach, waren die Worte: „Der Teufel!“ nur im Gespräche mit seiner gelieben Jezabel, die bekanntlich eine Mecklenburgerin war, bediente er sich zeitweilig deutscher Worte, die er jedoch auf so halsbrecherische Weise verdrehte, daß selbst das Pferd sie nicht verstand.

Die Dame ermangelte übrigens nicht das Gespräch mit dem Sterndeuter in französischer Sprache fortzusetzen, nachdem dieser es abgelehnt hatte, ihr auf italienisch zu antworten.

„Haben Sie gethan, was ich Ihnen sagte, Meister Ruggieri?“ frug sie halblaut.

„Ja, gnädige Frau.“

„Wo ist die Statuette?“

„Hier.“

Ruggieri übergab hiebei der Dame ein Figürchen aus Wachs, das kaum einige Zoll hoch war.

„Und Sie bürgen mir dafür, daß die Person, welche durch dieses Figürchen dargestellt wird, allmälig

verkümmert, wenn ich der Wachsfigur eine Nadel ins Herz steche?"

„Ja."

„Haben Sie der jungen Frau das Horoskop gestellt?"

„Ich habe gethan, wie Sie mir befahlen."

„Was steht in den Sternen geschrieben?"

„Daß die junge Frau sehr unglücklich sein wird."

„In der Liebe?"

„In jeder Beziehung. Sie wird sich wieder verheiraten, aber diese Ehe wird einen tragischen Abschluß finden."

Die fremde Dame näherte sich dem Sterndeuter und flüsterte demselben mit bebender Stimme zu:

„Kannst Du mir sagen, Cosmus wer der zweite Gatte dieser — Frau sein wird?"

„Nein, gnädige Frau."

Deine Wissenschaft kennt also Grenzen, über die sie nicht hinaus kann?"

„Die Wissenschaft ist unbegrenzt, aber um das Buch durchlesen zu können, das in den Sternen aufgeschlagen vor mir liegt, müßte ich tausende von Jahren leben."

„Du hast recht, Cosmus, ich habe nicht daran gedacht. Hast Du aber nicht einmal den geringsten Anhaltspunkt gefunden, der Dich auf die Spur der Wahrheit führen könnte?"

„Ich konnte bisher nicht mehr als zwei Buchstaben entziffern; es sind die Anfangsbuchstaben des Namens, den Sie kennen wollen."

„Welche?"

„Ein H und ein D."

„Heinrich Damville!" rief die Frau verzweiflungsvoll aus. „Er ist's, ich wußte es ja!"

„Sie irren sich, gnädige Frau — es handelt sich um keinen Franzosen."

„Bist Du dessen gewiß?"

„Können die Sterne lügen?"

„Heinrich, Heinrich," murmelte die Dame, „dieser Name ist in England und in Schottland sehr gebräuchlich. Hat Maria nicht einen Vetter, der Henry heißt — Henry Darnley, wenn ich nicht irre. Ja, so ist's. Zudem dürfte der Herzog von Damville bald genug Herzog von Montmorency heißen. Und was steht in den Sternen über mich geschrieben?"

„Sie wollten wissen, gnädige Frau an welchem Orte Sie einst sterben werden?"

„So ist's," antwortete die Dame mit zitternder Stimme.

„Nun denn, hüten Sie sich vor Saint-Germain."

„Vor Saint-Germain!" rief die Dame entsetzt, „ich bin, wo ich stehe und gehe, in Saint-Germain. Ich wohne im Louvre, das zum Kirchsprengel von Saint-Germain L'Auxerrois gehört, ich verrichte meine Gebete in der Kirche Saint-Germain-en-Laye und mein Haushofmeister heißt Saint-Germain! Ich danke Dir, Cosmus, nimm hier als Erkenntlichkeit diesen Brillanten."

„Sie überhäufen mich mit Geschenken, gnädige Frau."

„Ich werde noch mehr für Dich thun. Bis wann wirst Du mit dem Tranke fertig sein, den Du mir bereitest?"

„Mit dem Liebestranke?"

„Ja."

„In vier Wochen."

„Weshalb erst in vier Wochen?"

„Weil ich nur am Auferstehungsfeste um Mitternacht die Kräuter pflücken kann, die mir noch zu diesem Tranke fehlen."

„Bis dahin wird Heinrich zurück sein. Und Du kannst mir schwören, daß Maria keinen Franzosen heiratet?"

„Ich schwöre es."

„Lebe wohl, Ruggieri."

Die Königin Katharina von Medicis, denn sie war es, verließ das Observatorium Ruggieri's und der Astrolog begleitete sie bis an den Fuß des Thurmes, wo eine königliche Sänfte sie erwartete.

Als Ruggieri wieder in sein Thurmzimmer zurückkam, begrüßte ihn Roland mit den Worten:

„In der That, mein lieber Hexenmeister, ich weiß nicht, was ich zu dem Allen sagen soll — soll ich lachen oder weinen?"

„Lachen, mein Freund, lachen, denn der Brillant, den ich erhielt, ist mindestens fünfzigtausend Francs werth."

„Wo in aller Welt haben Sie denn die Nachricht her, daß der Regentin durch Saint-Germain Gefahr drohe?"

„Dies steht wirklich in den Sternen geschrieben, denn der Zufall kam mir hiebei trefflich zu statten. Ich habe drei Fliegen mit einem Schlage getroffen. Der Haushofmeister der Regentin heißt Saint-Germain. Er ist mein Feind und ich weiß nun, daß er in vierundzwanzig Stunden seinen

Abschied haben wird." Auch dem Pfarrer in Saint-Germain-en-Laye habe ich schon seit langer Zeit Rache geschworen, weil er mich einen Schwindler nannte, und was die Kirche Saint Germain L'Auxerrois betrifft, so —"

„Sie sind wirklich ein Hexenmeister, Herr Ruggieri, ich bewundere Sie."

„Sie sollen mich noch mehr bewundern lernen. Kommen Sie."

„Wohin?"

„In meine Gemächer. Kommen Sie."

Der Sterndeuter geleitete den Herrn von Ferrouillac bis zu einer im ersten Stockwerke angebrachten Thüre, die von Eichenholz gezimmert und reich mit Silber eingelegt war.

Als die zierlich mit Silber eingelegte Thüre sich öffnete, konnte Roland von Ferrouillac eine Reihe von Zimmern überblicken, die überaus geschmackvoll eingerichtet und alle glänzend beleuchtet waren.

„Der Teufel!" rief Roland aus, „hier sieht es ja viel prachtvoller aus als im Louvre. Erwarten Sie Jemanden?"

„Nein," antwortete der Sterndeuter mit einem feinen Lächeln, „man erwartet mich."

In diesem Augenblicke kam ein junges, schönes, phantastisch gekleidetes Mädchen auf ihn zu und schlang die reizenden Arme um den Hals des Sterndeuters.

„Pardon," sagte Herr von Ferrouillac, „ich ahnte nicht, daß ich ungelegen kommen würde. Adieu."

„Sie wollen nicht mit uns soupiren?"

„Ich werde mich hüten, Ihnen auf den Leim zu gehen."

„Wieso?"

„Weil ich zu alt und doch noch viel zu jung bin, um einem solchen Empfange gegenüber einen ruhigen Zuseher zu machen.“

Und ohne weiters ein Wort zu verlieren, kehrte Roland dem Astrologen und der phantastischen Schönen den Rücken, indem er murmelte: „Hier habe ich nichts zu suchen! Vorwärts, Dom Mathurin wird mich gewiß mit offenen Armen empfangen.“

Zwanzigstes Kapitel.

Das Menu.

Während man im Louvre dinirte und im Hotel d'Albret soupirte, verlor man im Hotel du Viez gleichfalls nicht seine Zeit. Dasselbe wurde, wie wir wissen, von dem Kommandeur von Ferrouillac, von Dom Mathurin, der mittlerweile zum Beichtvater der Königin Maria Stuart befördert worden war, und den vier Reiteroffizieren, dem „Englischen Gruß“, dem Spanier Gil, dem Italiener Spalatrone und dem Herrn La Houssine, bewohnt, einer Gesellschaft, die in Bezug auf Lebensfreudigkeit der Gesellschaft im Louvre gewiß nicht nachstand.

Leider wurde auch im Hotel du Viez ein Abschiedsmahl gefeiert; der würdige Schloßkaplan des Herzogs von Montmorency sollte der Königin Maria Stuart nach den schottischen Bergen folgen.

„Mein Kind," sagte Dom Mathurin einige Minuten vor Eröffnung der „Sitzung," „ich erwarte von Dir, daß Du dem Schmerze über meine Abreise heute durch ein ganz außerordentlich gutes Souper Ausdruck geben wirst. Was für eine Suppe haben wir heute?"

„Eine Mandelsuppe."

„Hm! Das Zeug gefällt mir nicht recht. Etwas Kräftigeres wäre mir lieber. Was werden wir sonst noch haben?"

„Eine Taubenpastete, Kalbszunge, Lamms-Koteletten, Karfiol mit Käse, Torte —"

„Rasch, rasch, das Alles ist nicht so viel werth, daß man davon spricht."

„Vier Häschen, acht Wachteln, zwei Dutzend Beccafigui, vier Rebhühner —"

„Weiter, weiter."

„Rehrücken, Wildschweinernes, Häringsalat —"

„Gut, gut, der macht Durst, weiter —"

„Schlögelbraten mit Sauce, zwei Poulards —"

„Nichts von Fischen?"

„Einen hübschen Karpfen mit Reis und Champignons, Compot, geräucherten Schinken, Käse, Pastetchen —"

„Wird bald servirt werden?"

„Ich wartete nur auf Ihre Befehle."

„Denke Dir, daß ich Dir selbe bereits vor einer halben Stunde gegeben habe. — Ugolino!"

Der Zwerg, dessen wir in dem zweiten Theile dieser Erzählung nur sehr vorübergehend gedachten, war in Folge

einer warmen Empfehlung des Herrn Kommandeurs von Ferrouillac als Thorsteher im Hotel du Biez bedienstet.

Er eilte sofort herbei.

„Wo ist der Englische Gruß," frug der Kaplan.

„Er betet eben seinen Rosenkranz," antwortete Ugolino.

„Sage ihm, daß er über seinen himmlischen Pflichten seine irdischen Bedürfnisse nicht vergessen möge. Der Tisch ist bereits gedeckt. Er soll sogleich mit den Andern kommen."

Ugolino ging auf die Jagd nach den Reiteroffizieren aus, während Dom Mathurin im Speisesaale seinen großen Lehnsessel einnahm.

Er hatte nicht lange zu warten. Nach kurzer Zeit erschienen der „Englische Gruß", Don Gil, Spalatrone, La Houssine und Aureilly, der ehemalige Page, der nun zum Reiteroffizier vorgerückt war, im Speisesaale.

„Wo steckt Ihr denn?" rief ihnen der Beichtvater der Königin zu, „ich habe schon dreimal das Benedicite gesprochen."

„Ich habe für Euch gebetet," antwortete der „Englische Gruß".

„Betet nur für Euch selber, Ihr werdet genug zu beten haben, um Euch aus den Krallen des Teufels zu befreien."

„Amen!" sagte der „Englische Gruß", indem er sich zu Tisch setzte.

„Während der nächsten Viertelstunde hörte man nichts als das Geräusch, welches Messer und Gabeln beim Schneiden der Fleischspeisen hervorbrachten. Nachdem jedoch der erste Hunger gestillt war, konnte Dom Mathurin es nicht unterlassen, seinem Bedauern Ausdruck zu verleihen, daß der Herr

Kommandeur von Ferrouillac an der Tafel fehle. Er schwor darauf, daß der Herr Kommandeur mit hungrigen Magen von der königlichen Tafel aufstehen werde, und er befahl dem Küchenjungen, einen Theil der zurückbleibenden Speisen für den Herrn Kommandeur warm zu stellen.

„Ich kann mir die Verlegenheit des Herrn von Ferrouillac denken," sagte der „Englische Gruß". „Er befindet sich in einer äußerst peinlichen Lage. Wie ich ihn kenne, wird er an der königlichen Tafel sich gründlich langweilen."

Ich bedauere ihn vom ganzen Herzen," sagte Dom Mathurin. „Das beste Glas Wein taugt nicht viel, wenn man nicht dazu singen kann."

Der würdige „Beichtvater der Königin" stimmte hiebei eines jener Liedlein an, die man selbst in der allerschlechtesten Gesellschaft nur mit einiger Vorsicht zum Besten gibt.

Die Reiteroffiziere waren darüber geradezu entzückt und der „Englische Gruß" übernahm es, durch ein zweites Couplet noch mehr Leben in die Gesellschaft zu bringen.

Die Fröhlichkeit erreichte ihren Höhepunkt, als plötzlich Roland von Ferrouillac an der Thüre des Saales erschien und die Gesellschaft mit einem kräftigen Fluche begrüßte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Sack.

„Schnell, schnell!" rief der Kaplan aus, „setzen Sie sich zu mir. Wir haben Sie nicht vor Mitternacht erwartet."

Roland von Ferrouillac aß, trank und erzählte alle Abenteuer, die er im Louvre bestanden hatte.

Die Gesellschaft zerfloß in Bewunderung und benützte die Gelegenheit, unzähligemale auf die Gesundheit des Herrn von Ferrouillac zu trinken.

Die Stimmung wurde immer lauter, als plötzlich Ugolino, der einen schweren Sack auf seinen Schultern trug, auf der Schwelle der Thüre erschien.

„Was hast Du da in diesem Sacke?" frug einer der Reiteroffiziere.

„Ich weiß es nicht."

„Wer hat ihn gebracht?"

„Zwei Männer haben ihn unten beim Thore des Hotels abgegeben."

„Für wen?"

„Für den Connetable."

Ugolino legte den Sack auf die Erde und Roland beeilte sich, den Strick entzweizuschneiden, mit dem der Sack zugebunden war.

Des Kopf von Bernhard dem Gaucher kam zum Vorschein.

Die Männer, welche im Saale versammelt waren, hatten dem Tode mehr als einmal ins Antlitz geschaut; in so grauenhafter Weise war er ihnen jedoch niemals entgegengetreten und die Erscheinung, welche dieses fahle Leichengesicht darbot, war eine um so gräßlichere, als sie zu dem glänzend erleuchteten Saale, zu den vollen Schüsseln und den halb geleerten Weinflaschen in einem fürchterlichen Kontraste stand.

Der Kaplan verbarg sein Gesicht in den Händen; der Kommandeur wollte den Sack rasch wieder schließen, Ugolino drängte sich jedoch an diesen heran, warf sich vor ihm in die Knie und schob die grobe Leinwand des Sackes soweit zurück, daß man die am Halse des Todten befestigte Inschrift lesen konnte.

Dieselbe lautete:

„Dieser da ist der minder Schuldige.

Jean von Villandraut."

„Er lebt also noch!" murmelte Herr von Ferrouillac. „Armer Teufel!"

Der Kommandeur schloß hierauf den Sack wieder zu und sagte zu Ugolino: „Du mußt diesen Sack sofort nach dem Louvre tragen. Ich werde dich begleiten!"

Der arme Bucklige wollte gegen die ihm zugedachte Mission Einsprache erheben; Roland legte ihm jedoch den Sack auf die Schulter und nöthigte ihn, den Saal zu verlassen.

„Vergesse nicht, mich morgen mit den Mauleseln in Ecouen zu erwarten!" rief ihm der Kaplan nach, während die Reiteroffiziere sich allmälig von ihrem Schrecken erholten.

Ich glaube den Mann zu kennen, der da im Sacke stak," bemerkte Spalatrone, nachdem Roland und Ugolino den Saal verlassen hatten; „es ist die Leiche eines Gewürzkrämers, bei dem ich einst auf Befehl des Connetable eine alte Frau und einen ehemaligen Anführer der Hugenotten gefangen nahm, der uns in der Guyenne viel zu schaffen gemacht hat."

„Requiescat in pace!" sagte der Kaplan.

Am nächsten Morgen, es war am 1. August 1561, konnte die Sonne die Nebel kaum durchbrechen, welche über Paris sich gelagert hatten.

Die Schöngeister jener Zeit ermangelten nicht, zu sagen, daß die Sonne aus Betrübniß über die Abreise der Königin Maria Stuart ihr Gesicht verschleiert habe.

Die Masse der Pariser schwang sich jedoch nicht zu so poetischen Vergleichen empor, aber das Volk schien eine Ahnung davon zu haben, daß die schöne, junge und geliebte Königin einem unheilvollen Geschicke entgegengehe.

Und das Volk ist mit seinen natürlichen Instinkten stets der beste Sterndeuter gewesen.

Schon am frühen Morgen hatten in der Nähe des Louvre sich zahlreiche Gruppen gebildet, welche der scheidenden Königin ihre letzten Grüße darbringen wollten.

Mittlerweile war eines der Zimmer, welches der Herzog von Montmorency im Louvre bewohnte, zum Schauplatz einer tiefernsten Scene geworden.

In demselben standen der Connetable von Frankreich und dessen Geheimschreiber sich ernst und finster gegenüber;

ihre Blicke hafteten auf einem Leichnam, der, halb eingehüllt in einen Sack, zu ihren Füßen dalag.

Robert Coeur stand seit dem Augenblicke, in welchem er in Denis Vaillant den ehemaligen Grafen von Candal erkannt hatte, zum ersten Male dem Connetable allein gegenüber.

„Man muß diesen Leichnam verschwinden lassen," flüsterte der Herzog mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Wir körnen ihn aus einem der Fenster in die Seine werfen lassen."

„Aber der Mann, der uns diesen Leichnam sendete, der Rächer, der dem Grabe entstieg, wo ist er? Ich fange an, mich vor diesem Manne zu fürchten! Ich glaubte ihn schon lange todt und begraben."

„Das Grab ist heute kein sicherer Verwahrungsort mehr. Es ist noch ein anderer Todter seinem Grabe entstiegen."

„Was sagst Du da?"

„Die Wahrheit."

„Pater noster, weißt Du wohl, daß ich nicht mehr an Gespenster glaube?"

„Ich weiß es, Herr Connetable; ehemals glaubten Sie an Gespenster und ich nicht. Heute stehen die Dinge gerade umgekehrt."

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß es noch etwas Entsetzlicheres gibt als die Wiederauferstehung dieses Wahnsinnigen, der sich Jean von Villandraut nennt."

„Was?"

„Können Sie sich noch an jenen Grafen von Candal erinnern, den man im Jahre 1552 in Bazas gehenkt hat?"

„Jawohl. Die Erinnerung an ihn verbittert mir mein ganzes Leben."

„Warum?"

„Weil dieser Unglückliche schuldlos war."

„Das Gericht hatte ihn zum Tode verurtheilt."

„Weil man ihm falsche Zeugen gegenüberstellte."

„So ist's. Sie hatten mich damals im Verdachte, den Marquis von Bazas ermordet zu haben."

„Ich war davon überzeugt."

„Ihr Verdacht war kein grundloser; ich habe den Marquis von Bazas ermordet; ich gestehe es, aber Sie waren mein Mitschuldiger. Ja noch mehr als das, Sie versprachen mir dafür eine glänzende Zukunft und Sie haben mich um diese Zukunft betrogen."

„Elender!"

„Keine Einwendnng, Herr Herzog. Haben Sie die Zusagen erfüllt, die Sie mir damals machten? — Sie haben, sobald die Gefahr vorüber war, Ihre mir gemachten Versprechungen vergessen. Diese Gefahr ist wieder in ihrer ganzen Größe vorhanden und ich werde mich diesmal nicht mit leeren Versprechungen hinhalten lassen."

„Albernes Geschwätz!" rief der Connetable aus, der vermuthete, daß Robert Coeur ihm mit einem glücklich erfundenen Märchen das Messer an die Kehle setzen wolle, „ich habe es satt, mich von Dir am Gängelbande führen zu lassen. Es kann zwischen uns keine Gemein-

schaft mehr bestehen. Du wirst sofort mein Haus verlassen und niemals wieder Deinen Fuß über die Schwelle desselben setzen!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Neue Verträge.

Robert hatte nicht erwartet, daß die Unterredung mit dem Herzoge diese Wendung nehmen werde, und er war daher über die Worte Montmorency's sehr betroffen.

Sein Stolz kam für einen Augenblick mit seinem Ehrgeize in einen heftigen Konflict; der letztere siegte jedoch.

Nachdem Robert seines Zornes Herr geworden war, sagte er ruhig:

„Ich gehe, Herr Herzog, aber nicht eher, bevor ich Sie von der Gefahr in Kenntniß gesetzt habe, die uns Beiden droht."

Der Herzog war mittlerweile gleichfalls zur Erkenntniß gekommen, daß ein Bruch mit seinem Geheimschreiber für beide Theile gefährlich werden könne. Er mäßigte daher seinen Zorn und erklärte seinem Geheimschreiber, daß er ihm Zeit gönnen wolle, Alles zu sagen, was er zu seiner Vertheidigung nur immer vorbringen wolle und könne.

„Sie haben Recht, Herr Connetable," sagte Robert, „daß Jean von Villandraut Ihnen nicht gefährlich werden

kann. Ich habe in Ihrer Gegenwart den Brief verbrannt, der über seine Herkunft Aufschluß gab, und er selbst wird begreifen, daß er seit dem Augenblicke, in welchem er diesen Brief an mich auslieferte, rechtlos in der Welt dasteht. Wie aber, wenn auch der Graf von Candal aus seinem Grabe auferstünde?"

„Pah, Thorheit, wer wird an so etwas denken!"

Robert fühlte an dem Tone, in welchem diese Worte gesprochen wurden, daß seine Sache schon halb gewonnen sei.

„Nehmen wir jedoch an, daß Ralph von Candal wirklich noch am Leben sei und daß er mit Jean von Villandraut Fühlung gewonnen habe."

„Pater noster! Das ginge mir noch ab! Zum Glücke für uns ist Ralph von Candal längst todt und begraben."

„Er ist es nicht, der Graf von Candal befindet sich noch am Leben."

Der Herzog von Montmorency erbleichte.

Robert Coeur erzählte ihm hierauf Alles, was er über die Wiederauferstehung Candal's von Meister Ambroise Paré erfahren hatte!"

„Oh, dieser Paré," rief Montmorency aus, „ich wußte ja, daß er mir Unheil bereiten würde! Weshalb ließ ich ihn nicht hängen, als ich ihn auf Talemond in meiner Gewalt hatte!"

Robert lächelte, indem er bemerkte: „Was würden Sie wohl dem Könige Heinrich II. geantwortet haben, wenn dieser von Ihnen den Leibarzt zurückgefordert hätte, den er Ihnen als Zeichen hoher Gunst und Gnade auf ein paar Tage überließ?"

Statt aller Antwort erhob Montmorency seine Hand zum Schwure und rief Gott zum Zeugen an, daß er seinen Geheimschreiber reich und glücklich machen wolle, wenn es diesem gelänge, ihn vor den Gefahren zu bewahren, welche dem Connetable durch das Wiederaufleben Jean's von Villandraut und Ralph's von Candal drohten.

„Wirst Du im Stande sein, mich zu retten?" frug der Herzog mit bebender Stimme.

„Ja, Herr, aber —"

„Du zweifelst, daß ich meinen Schwur halten werde?"

„Nein, Herr, ich zweifle nicht an Ihrem guten Willen, an Ihren ehrlichen Gesinnungen — es würde mich jedoch sehr beruhigen, wenn ich von Ihrer Seite etwas Schriftliches in Händen hätte."

„Ich habe nichts dagegen. Setze die Verschreibung auf, ich will sie sofort unterzeichnen; ich will, daß Du reich und glücklich sein sollst —"

„Und ich will," dachte Robert Coeur, „den Beweis in Händen haben, daß der mächtige Connetable von Frankreich dem armen Robert Coeur Versprechungen machte, weil er sich vor ihm fürchtete."

Robert Coeur setzte sich sofort an den Schreibtisch und brachte Folgendes zu Papier:

„Wir Anne von Montmorency, Herzog und Connetable von Frankreich, versprechen durch gegenwärtige Erklärung unserem treuen und ergebenen Geheimschreiber Robert Coeur, daß wir ihn nach erlangter Volljährigkeit des Königs in den Adelsstand werden erheben lassen; desgleichen versprechen wir in unserem Namen und im Namen unserer Söhne, daß wir

besagtem Robert Coeur durch ein Geschenk in Geld und Ländereien Gelegenheit bieten wollen, als ein freier unabhängiger Mann standesgemäß zu leben, und zwar alles das zum Danke für die guten Dienste, die er dem Vaterlande und uns im Krieg und Frieden geleistet hat."

Robert Coeur las dem Connetable diese Erklärung vor; der Letztere billigte dieselbe, unterschrieb sie und versah sie mit seinem Wappensiegel.

„Ich danke Ihnen, Herr Herzog," sagte Robert Coeur, „und jetzt bitte ich Sie noch weiters um zwei Unterschriften."

„Wozu?"

„Der Graf von Candal wohnt in Ecouen unter dem Namen Denis Vaillant. Es wird daher gut sein, wenn ich, im Falle des Bedarfs, über die Reiter in Ecouen und Montmorency verfügen kann."

Der Herzog von Montmorency unterschrieb die beiden Schriftstücke, die Robert ihm vorlegte, ohne selbe auch nur eines Blickes zu würdigen, obwohl es sehr empfehlenswerth gewesen wäre, dieselben genau durchzulesen, da wir später Gelegenheit haben werden, uns davon zu überzeugen, daß der Inhalt dieser Schriftstücke ein sehr verrätherischer war.

Der Herzog von Montmorency hatte hievon keine Ahnung; aber in den Augen Robert's stand es deutlich genug zu lesen, daß er das Schicksal seines Herrn und Meisters in seiner Gewalt habe, als er die Schriftstücke zusammenbog und in seiner Tasche verwahrte.

An demselben Tage hatte Ugolino sich rechtzeitig in Ecouen eingefunden, um daselbst mit seinen Mauleseln die Ankunft des Beichtvaters der Königin abzuwarten, der im Gefolge der

Königin Maria Stuart demnächst in Ecouen eintreffen mußte.

Ugolino hatte mit seinen Thieren am Rande der Straße sich niedergelassen, um sein bescheidenes Mittagsmahl einzunehmen.

Da sich jedoch ein heftiger Sturmwind erhob, so suchte sich Ugolino hinter einer Hecke eine Zufluchtsstätte auf, während seine Thiere am Rande des Grabens sich einiges Futter zusammensuchten.

„Der gute Dom Mathurin läßt lange auf sich warten," dachte Ugolino, „ich habe jedoch gut für mich gesorgt, mir wird die Zeit nicht lang werden."

Das Wetter wurde jedoch immer drohender. Die Vögel flüchteten sich unter die Blätter der Bäume; die Leute welche noch auf dem Felde beschäftigt waren, beeilten sich ihre, sicheren Wohnstätten zu erreichen.

Ugolino's Blick blieb bald auf einer einzelnen Persönlichkeit haften, einem jungen Manne, der aus einem hübschen, aber sehr vereinsamten Landhause hervorkam.

Es schien, daß der junge Mann, so wie Ugolino, Jemanden erwarte; er spähte noch allen Richtungen aus und schien ziemlich ungeduldig zu sein. Endlich näherte er sich der Stelle, an welcher, Ugolino verborgen war, und zwar derart, daß der Zwerg seine Gestalt und sein Gesicht recht gut erkennen konnte.

Ugolino erzitterte am ganzen Leibe; seine Augen traten beinahe aus ihren Höhlen hervor und der Zwerg stammelte sich bekreuzend, die Worte hervor: Mein Gott, mein Gott! Welche Aehnlichkeit! Können denn Todte aus ihren Gräbern auferstehen?"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Bucklige und das Gespenst.

Der Wiederauferstandene, der, nebenbei bemerkt, durchaus keine so entsetzliche Gestalt hatte, daß die Angst Ugolino's gerechtfertigt gewesen wäre, sprang über den Graben und schritt direct auf das Gebüsch los, hinter welchem der Zwerg sich verborgen gehalten hatte.

Ugolino suchte auszuweichen, bald stand jedoch der Fremde so nahe bei ihm, daß eine Entdeckung unausbleiblich war.

„Wer ist da?“ rief der Fremde den regungslos am Boden liegenden Zwerg an.

„Ich bin's, der arme Ugolino, thut mir nur nichts zu Leide.“

Die Reihe des Erschreckens kam nun an Denis Vaillant. Dieser hoffte jedoch, daß der Zwerg ihn nicht erkannt habe, und er fuhr fort:

„Ugolino?“ Wer ist das? Ist das der Name eines Menschen?“

„Das wissen Sie so gut als ich, Herr Graf,“ sagte der Zwerg, der sich von seinem Schrecken erholt hatte und nunmehr dem Wiedererstandenen muthig entgegentrat.

„Es scheint hier ein Irrthum vorzuliegen,“ sagte Denis Vaillant mit größter Ruhe, „für wenn halten Sie mich denn?“

„Für den Grafen Ralph von Candal oder mindestens für den Geist desselben.“

„Sie können sich leicht davon überzeugen, daß ich kein Gespenst bin, und wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, in das Haus einzutreten das ich eben verließ, so werden Sie erfahren, daß ich Denis Vaillant heiße, seit vielen Jahren in dieser Gegend wohne, Weib und Kind habe und daß selbst der Grund und Boden, auf welchem wir uns im Augenblicke befinden, mir gehört.

„Die Aehnlichkeit ist aber eine täuschende!“ rief Ugolino aus. „Ich sehe jetzt wohl ein, daß ich mich geirrt habe.“

Denis Vaillant lächelte schmerzlich; er erinnerte sich daran, daß die schriftlich abgegebene Aussage Ugolino's seinerzeit nicht wenig dazu beigetragen hatte, ihn zu verderben.

Im Ganzen genommen flößte ihm aber der Zwerg mehr Mitleid als Haß ein — er vergab in Gedanken dem Manne, der durch ein unglückseliges Zusammentreffen von Umständen selbst irregeleitet worden war.

„Was hat es denn mit diesem Grafen von Candal, dem ich so gleichsehen soll, für eine Bewandtniß? frug Denis Vaillant gleichgiltig.

„Der Graf von Candal war jener hugenottische Edelmann, der wahrscheinlich den Marquis von Bazas ermordete.“

„Wahrscheinlich?“ rief Denis Vaillant, dem das Herz im Leibe erzitterte, aus, „waren damals Zweifel darüber aufgestiegen, daß Ralph Candal der Mörder des Marquis von Bazas sei, oder sind mittlerweile derlei Zweifel laut geworden?“

„Ich selbst glaube an die Schuldlosigkeit des Grafen, obwohl ich gegen ihn Zeugniß ablegte.

„Wie konnten Sie das thun?"

„Ich ließ mich damals durch den Schein irreführen; heute aber sehe ich klarer in dieser Sache."

Ugolino erzählte hierauf dem Fremden alle Ereignisse, welche damals im Walde von Bazas sich zugetragen hatten, sowie die Umstände, unter denen Ralph von Candal damals zum Tode verurtheilt wurde, indem er beifügte:

„Ich bin mittlerweile zur Erkenntniß gekommen, daß jene beiden mit Halbmasken versehenen Männer mit einander nicht im Einverständnisse waren. Sie verfolgten verschiedene Ziele, als sie mich bestürmten, den Marquis von Bazas beim rothen Wirthshause zurückzuhalten. Der eine der beiden Männer hatte es auf den Tod des Marquis von Bazas abgesehen und er entfloh, nachdem er ihn getödtet hatte, während Ralph von Candal, dessen Gewissen ein reines war, dem Marquis zu Hilfe eilte, als dieser tödtlich getroffen zusammenstürzte."

„Und haben Sie keine Ahnung davon, wer denn der zweite jener Männer gewesen sein mochte, die damals vermummt im Walde von Bazas herumstrichen?"

„Nein, aber ich würde ihn wieder erkennen, wenn ich jemals mit ihm zusammentreffen sollte, seine Stimme, sein Wuchs namentlich der eigenthümliche Bau seines Fußes sind mir noch ganz gut in Erinnerung geblieben."

„Ugolino!" rief plötzlich Denis Vaillant mit jener Stimme aus, die er einst, wenn er seine Reiter kommandirte oder

seine Jäger zu erfolgreicherer Thätigkeit anspornte, mächtig ertönen ließ.

„Welche Stimme! So hat mich einst der Graf von Candal herbeigerufen, als der Marquis von Bazas blutend in seinen Armen lag."

„Die Stimme eines Schuldlosen, den Du ins Verderben stürztest, spricht aus mir, um Dich anzueifern, Alles aufzubieten, den Mörder des Marquis von Bazas zu entdecken und zu entlarven."

„Und ich darf hoffen, dadurch das Verbrechen zu sühnen, das ich gegen meinen Willen begangen habe, indem ich einem Schuldlosen dem Tode in die Arme führte?"

„Ich vergebe Dir."

„Sie? Welche Macht könnten Sie haben, mir das Verbrechen zu vergeben, das ich mir gegen den Grafen von Candal zu schulden kommen ließ?"

„Die allergrößte Macht, denn ich bin der Graf von Candal. Ich werde Dir später erzählen, auf welche Weise ich gerettet wurde. Vorerst muß ich wissen, ob Du bereit bist, Alles aufzubieten, um meinen ehrlichen Namen von dem Flecken zu befreien, der auf demselben lastet?"

„Ich werde es," sagte Ugolino mit bewegter Stimme.

Die beiden Männer hielten dann miteinander eine lange Unterredung, nach deren Beendigung Denis Vaillant in der Richtung nach Montmorency sich entfernte.

Die Witterung hatte sich mittlerweile sehr verändert. Ein dichter Nebel bedeckte Berg und Thal und der Wind, der sich erhoben hatte, war so empfindlich kalt, daß die armen Maulthiere Ugolino's am ganzen Leibe zitterten.

Ugolino wartete und ließ seine Blicke ungeduldig auf der Straße ruhen, welche jedoch noch immer öde und menschenleer war.

Plötzlich bemerkte er einen Mann, der wie Ralph Candal gleichfalls von Ecouen daher kam. Er war, wahrscheinlich das drohenden Regens halber, in einen weiten schwarzen Mantel gehüllt und hatte seinen großen Filzhut tief in das Gesicht gedrückt. Der Mann führte ein großes, schönes Pferd, dessen Sattelzeug überaus zierlich war, am Zaume.

Als der Mann die grasenden Maulesel bemerkte, führte er sein Pferd zu denselben auf die Wiese und ließ dasselbe gleichfalls grasen.

Die Gestalt des Fremden fiel dem Zwerge auf, der von dem Manne im großen schwarzen Mantel nicht bemerkt worden war.

Die Erscheinung, die er vor sich sah, erinnerte ihn lebhaft an jene, die ihm einst im Walde von Bazas entgegengetreten war; möglicherweise hatte jedoch die Begegnung mit dem Grafen von Candal so lebhaft auf ihn eingewirkt, daß er nun auch den zweiten der beiden vermummten Männer vor sich zu haben glaubte.

Ugolino beschloß, sich in dieser Beziehung Gewißheit zu verschaffen und den Mann im schwarzen Mantel scharf zu beobachten.

Dieser hatte sich mittlerweile dem Hause genähert, aus welchem Denis Vaillant früher hervorgetreten war. Es war jedoch augenfällig, daß der Fremde unentdeckt bleiben wollte, denn er hatte sich vorsichtig in die Nähe des Hauses herangeschlichen und sich daselbst hinter einer kleinen Hecke verborgen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Unbekannte.

Ugolino wollte um jeden Preis erfahren, was es mit diesem Manne für ein Bewandtniß habe und weshalb er das Haus, welches, wie Ugolino nunmehr wußte, dem Grafen von Candal gehörte, so genau überwache.

Er schlich dem Fremden nach und entdeckte denselben wie er, mit dem Rücken an einem Baum gelehnt, nach einem Fenster blickte, durch welches man über die Wohnung des Hausbesitzers eine ziemlich entsprechende Uebersicht gewann.

Die Augen des Fremden ruhten auf einer schönen jungen Frau, welche in der Nähe des Fensters auf einem großen Rollstuhle eingeschlafen war. Zu den Füßen derselben ruhte ein Knabe der ungefähr sieben Jahre alt sein mochte.

Der Knabe war ein Kind von jener eigenthümlichen Schönheit, wie man sie sonst nur bei Kindern, die im Süden geboren und auferzogen wurden, zu finden pflegt.

Das liebliche Bild, das Mutter und Kind darboten, hatte so ganz und gar das Gepräge eines ruhigen stillen Glückes.

Der Fremde beobachtete dasselbe lange und schweigend und machte endlich eine Bewegung, aus welcher man erkennen konnte, daß er etwas Bedrohliches ausführen wolle oder mindestens in dieser Beziehung einen Entschluß gefaßt habe.

Er schritt eilig auf das Häuschen zu und setzte, leicht wie eine Katze, über die niedere Mauer, welche dasselbe umgab, hinweg.

Ugolino eilte ihm nach; da er jedoch nicht so behende war, wie dieser, so mußte er darauf verzichten, über die Mauer hinwegzukommen. Er begnügte sich, einen Baum zu erklettern, der in der Nähe des Häuschens stand und dessen Aeste beinahe bis auf die Erde herabreichten.

Robert Coeur, denn dieser war es, hatte bald den Eingang des Hauses erreicht. Ugolino war jedoch nicht im Stande den weiteren Verlauf der Dinge zu überwachen, weil die junge Frau mittlerweile erwacht war und das Fenster geschlossen hatte.

Bald darauf kam der kleine Roger in den Garten, und zwar in Begleitung eines großen dänischen Hundes, mit den er sich lustig auf dem Rasenplatze herumtummelte.

„Ich weiß nicht, was da vorgeht,“ dachte Ugolino, „der Mann kann jedoch nicht ewig im Hause bleiben und ich werde dann erfahren, wer er ist.“

Der Zwerg verließ sodann sein Versteck auf dem Obstbaume und begab sich zu seinen Mauleseln, die mit dem Pferde des Fremden bald Bekanntschaft geschlossen hatten.

Ugolino näherte sich dem letzteren und untersuchte das Sattelwerk desselben auf das Genaueste. An demselben waren keinerlei Namenszüge angebracht; der Brand, den das Pferd an sich hatte, zeigte jedoch ein M, das von einer Herzogskrone überragt wurde.

„Das Pferd ist aus den Stallungen des Herrn von Montmorency,“ dachte Ugolino, der, wie wir wissen, mit Herrn von Ferrouillac in steter Verbindung geblieben war

und sonach häufig in der Umgebung des Connetable sich aufgehalten hatte. Dessenungeachtet war er mit den Persönlichkeiten, die, wie Robert Coeur, in der nächsten Umgebung des Herzogs sich befanden, niemals in Berührung gekommen.

Zudem war Ugolino schon durch seine zwergenhafte Gestalt nicht berufen, sich allzusehr vorzudrängen, und obwohl Roland dafür sorgte, daß der Zwerg nicht mißhandelt werde, so konnte es dieser doch niemals dazu bringen, daß man ihm am Hoflager des Herzogs von Montmorency auch nur einige Beachtung geschenkt hätte, obwohl man allgemein in der Ansicht übereinstimmte, daß Ugolino der gutmüthigste Zwerg sei, den man nur jemals im Leben gesehen hatte.

Derselbe bekundete namentlich dem Herrn von Ferrouillac und dem Schloßkaplan gegenüber eine rührende Anhänglichkeit, die um so erklärlicher war, als die beiden Herren ihrerseits den Zwerg mit Wohlwollen behandelten.

Nunmehr hatte Ugolino seine Liebe einer dritten Person zugewendet, dem Grafen von Candal, und die Hingebung, die er demselben widmete, ist eine um so leichter zu erklärende, als Ugolino in Bezug auf den Grafen sich schwere Vorwürfe gemacht hatte und nunmehr froh war, denselben mindestens theilweise für die vielen Leiden entschädigen zu können, die der Graf seinetwegen hatte erdulden müssen.

Die Begegnung mit dem Grafen Candal, dessen Vergebung in diesem Leben zu erflehen der Zwerg niemals gehofft und erwartet hatte, brachte auf denselben eine ganz wunderbare Wirkung hervor; er glaubte sich berufen zu sehen, dem Grafen von Candal mindestens eben so viel Gutes zu

thun, als er ihm einstens Böses zugefügt hatte, und dieser Glaube erweckte in dem armen mißgestalteten Wesen eine ganz ungeheure Energie.

Ugolino ahnte, daß dem stillen Hause des Denis Vaillant, wie der Graf von Candal sich jetzt nannte, von Seite des Fremden große Gefahr drohe, und derselbe ließ daher das Häuschen nicht für einen Moment aus den Augen, obwohl das Wetter immer stürmischer wurde und leuchtende Blitze über den Himmel dahinfuhren.

Nach einer Weile kehrte Denis Vaillant oder eigentlich der Graf von Candal in seine Wohnung zurück und einige Minuten später verließ Robert Coeur das Haus; diesmal benützte er jedoch nicht den Weg über die Mauer, sondern er schritt ruhig zum Thore hinaus.

Er beeilte sich, sein Pferd aufzusuchen, bestieg dasselbe und ritt in der Richtung von Montmorency von dannen.

„Das ist sein Fuß," murmelte der Zwerg, „wenn ich noch im Stande wäre, seine Stimme zu vernehmen, so würde ich über ihn bald im Klaren sein."

Ugolino verlor seine Zeit nicht mit unnützem Nachgrübeln; er stieg von seinem Baume herab und eilte so rasch, als er vermochte, dem Reiter nach.

Der Regen fiel in Strömen herunter und die Aufgabe, welche Ugolino sich gestellt hatte, wurde dadurch sehr erschwert.

Wir wollen mittlerweile die Ereignisse, deren Schauplatz das ehemalige Landhaus des seligen Herrn Trémière wurde, nachdem Robert Coeur dasselbe betreten hatte, genauer ins Auge fassen.

Robert hatte kaum die zum ersten Stockwerke führende Treppe erreicht, als der kleine Roger an ihm vorüberging, ohne ihm jedoch einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Er öffnete leise die Thüre des Zimmers, in welchem Jeanne geschlummert hatte, und diese flüsterte, ohne sich umzuwenden, die Worte:

„Bist Du es, lieber Denis?"

Robert Coeur war wie eine Statue am Eingange des Zimmers stehen geblieben.

Jeanne erhob sich, als sie auf ihre Frage keine Antwort erhielt, von ihrem Sitze und sie blieb wie erstarrt stehen, als sie den Geheimschreiber des Connetable vor sich erblickte.

„Jeanne!" rief dieser aus, „ich habe Sie erschreckt, erkennen Sie mich denn nicht?"

„Mit wem glauben Sie zu sprechen?" erwiederte Jeanne erzürnt, „nur mein Gemal hat das Recht, in dieser Weise, wie Sie es thaten, mit mir zu sprechen."

„Sie haben Recht, gnädige Frau, Sie sind verheiratet."

„Ich hoffe, daß Sie dies mir gegenüber niemals wieder vergessen werden."

„Ich erinnere mich nur zu lebhaft daran. Mein Gedächtniß ist besser als das Ihrige, gnädige Frau, denn sonst würden Sie nicht darauf vergessen haben, daß Sie mir gehören. Ich hatte allerdings nur die Zusage Ihres Vaters. Ich hatte jedoch gehofft, auf diese Zusage das Glück meines Lebens gründen zu können."

„Ich habe Sie ausreden lassen," sagte Jeanne, „denn es scheint in der That, daß mein Vater in Ihnen Hoffnungen

rege machte, die nicht in Erfüllung gingen. Sie werden mir jedoch die Gerechtigkeit nicht versagen können, daß ich diesen Verabredungen völlig ferne stand und daß Sie nicht das Recht haben, mir auch nur den leisesten Vorwurf zu machen, wenn ich die Gattin eines Mannes wurde, den mein Herz sich erwählt hatte, den ich liebe."

Jeanne Vaillant oder, richtiger gesagt, die Gräfin von Candal kreuzte bei diesen Worten die Arme auf die Brust und wartete stolz und schweigend die Antwort des Mannes ab, dessen Bewerbung um ihre Hand sie einst auf so entschiedene Weise zurückgewiesen hatte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Robert und Jeanne.

„Haben Sie denn nicht einstens auch mich geliebt?" frug Robert Coeur, während dessen Blicke mit glühendem Verlangen auf der schönen Frau ruhten, die ihm so schroff und so stolz entgegengetreten war.

„Ich habe Sie niemals geliebt," antwortete Jeanne kalt.

„Sie wußten aber, daß ich Sie liebe?"

„Ich wußte nur, daß Sie sich um meine Hand bewarben; ich habe ihnen jedoch niemals die leiseste Hoffnung gegeben, daß Ihre Wünsche bei mir freundliche Aufnahme finden könnten."

„Ich liebte Sie und liebe Sie noch."

„Mit welchem Rechte wagen Sie es, in meine Wohnung zu dringen und mich zu beleidigen! Entfernen Sie sich.“

„Sie müssen mich anhören.“

„Wollen Sie, daß ich meine Leute zu Hilfe rufe?“

„Es ist Niemand im Hause — Sie würden vergebens rufen.“

„Elender!“

„Sie können mich beleidigen, gnädige Frau, aber Sie müssen mich anhören. Sie wissen, daß ich Sie liebte, aber Sie wissen nicht, wie elend ich war, als ich erfuhr, daß es einem unbekannten Abenteurer gelungen sei, mich um Ihr Herz zu betrügen.“

„Sie haben mein Herz niemals besessen. Ich habe es gern und willig dem Manne hingegeben den ich aus ganzer Seele liebe und der meine Liebe vor jeder unwürdigen Verdächtigung schützt.

„Es handelt sich nicht darum, Herrn Vaillant zu verdächtigen. Ich weiß, was ich sage. Sie haben bei den Qualen, die mich verzehren, kein Mitleid mit mir, ich wüßte nicht, weshalb ich Sie schonen sollte. Sie sollen Alles erfahren — Sie sollen den Mann, denn Sie noch zu lieben vorgeben, bald ebenso verachten, wie Sie mich verachtet haben.“

„Schweigen Sie.“

„Ich werde reden, so lange der Augenblick mir günstig ist, denn in einer Stunde könnte es vielleicht schon zu spät sein für mich und für Sie.“

„Was könnten Sie mir zu sagen haben, das nur einigermaßen Bedeutung für mich hätte?“

„Hören Sie mich an, gnädige Frau. Vor neun Jahren wurde die Welt durch ein großes Verbrechen mit Entsetzen erfüllt. Ein katholischer Edelmann, der Marquis von Bazas,

wurde in der Nähe seines Schlosses auf meuchlerische Weise ermordet. Haben Sie niemals von dieser Schandthat sprechen gehört?"

„Ich war damals beinahe noch ein Kind."

„Aber Sie erinnern sich doch der That und des ungeheuren Aufsehens, das selbe hervorrief?"

„Ja."

„Erinnern Sie sich auch an den Namen des Mannes, der dieses Verbrechens halber angeklagt, verurtheilt und — gehängt wurde?"

„Ich glaube, es war der Graf von Candal, den man als den Mörder des Marquis von Bazas bezeichnete."

„Man bezeichnete den Grafen von Candal nicht bloß als den Mörder des Marquis von Bazas, man überführte ihn auch dieses Verbrechens und man verurtheilte ihn zum Tode."

„Ich bedaure den Grafen, wenn er schuldlos war, und noch mehr, wenn er mit diesem Verbrechen belastet vor seinen ewigen Richter treten mußte."

„Das Mitgefühl, das Sie in dieser Beziehung für den Grafen von Candal hegen, ist ein allzu vorzeitiges. Der Mann hat es bisher verstanden, sich dem ewigen Richter zu entziehen, wie er es verstanden hatte, der Sühne zu entgehen, welche der irdische Richter ihm auferlegte."

„Der Graf von Candal lebt?"

„Die Wiederauferstehung des Grafen von Candal grenzt ans Wunderbare, aber er lebt. Ich habe die Umstände, unter denen es gelungen war, den Grafen von Candal vom Tode zu retten, erst gestern erfahren, und zwar durch einen Mann,

dessen Wahrheitsliebe Sie gewiß nicht in Zweifel ziehen werden."

„Durch welchen Mann?"

„Durch Meister Ambroise Paré."

Jeanne Vaillant erbebte vom Wirbel bis zur Sohle. Sie kannte die Beziehungen, in welchen ihr Gatte zu dem berühmten Arzte stand, und es überkam sie eine leise Ahnung davon, daß Denis Vaillant zu der Geschichte, welche Robert Coeur ihr zu erzählen gedachte, in irgend einer Beziehung stehe. Jeanne fand daher nicht die Kraft, dem Manne, der ihr in der Seele verhaßt war, Schweigen zu gebieten. Sie fühlte sich von den Worten, die er gesprochen hätte, auf unwiderstehliche Weise gefesselt, sie mußte ihn anhören, und wenn es sie ihr Leben gekostet hätte.

„Meister Paré," fuhr Robert Coeur fort, „spielte bei der Rettung des Grafen von Candal eine hervorragende Rolle. Es scheint, daß er im Einverständnisse mit dem Henker den Grafen von den Qualen der Folter und des Todes befreite, indem er denselben betäubte und dann durch einen raschen Aderlaß wieder ins Leben zurückrief. Fragen Sie einmal Ihren Herrn Gemal, woher die Narbe rührt, welche er am Halse trägt?"

Jeanne erbleichte. Sie war genöthigt, sich an der Lehne eines großen Armstuhles festzuhalten, um nicht zusammenzubrechen.

„Was wollen Sie damit sagen?" stammelte Frau von Vaillant.

„Daß Ihr Gemahl rettungslos verloren ist, wenn ich ihn verrathe. Er ist als Denis Vaillant den Gerichten verfallen,

weil er als Haupt der hugenottischen Partei an einer Versammlung Theil nahm, die kürzlich in der Straße St. Antoine stattfand. Er befindet sich aber auch als Graf von Candal in meiner Gewalt. Ein Wort von mir genügt, ihn dem Henker zu überliefern, dem er ein zweites Mal sicher nicht entgehen wird. Sie sehen, gnädige Frau, daß es nur von mir abhängt, Sie zur Witwe zu machen und so die Ansprüche zur Geltung zu bringen, die ich an Sie habe und auf die ich nun und nimmer verzichten will."

Robert Coeur umfaßte dabei die unglückliche junge Frau, welche beinahe die Besinnung verloren hatte, mit seinen Armen, indem er ihr zuflüsterte:

„Ein Wort von Ihnen genügt, Ihrem Gemale das Leben zu retten, Ihrem Kinde den Vater zu erhalten. Ich liebe Dich, Jeanne, und ich bin bereit, für eine Stunde des Glückes das düstere Geheimniß, das in meinen Händen sich befindet, für immer in meiner Brust zu begraben. Jeanne, willst Du mir diese Stunde des Glückes gewähren?"

Jeanne hatte ihre Fassung wieder gewonnen. Sie entriß sich den Armen des Elenden, indem sie ausrief:

„Feiger Lügner, ich trotze Dir!"

Robert Coeur stürzte ihr nach, sie entfloh von einem Winkel des Zimmers in das andere, sie suchte den Ausgang zu erreichen, sie entriß sich wiederholt den Armen des Mannes, der sie zu umklammern suchte — aber endlich fühlte sie, daß ihre Kräfte sie verließen.

Jeanne sank in die Kniee; sie fühlte, daß der Athem des Verruchten ihre Stirne berühre, sie fühlte sich verloren.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Dennis und Jeanne.

Denis Vaillant stand plötzlich an der Schwelle der Thüre.

„Was geht hier vor? Wer sind Sie und was wollen Sie hier?“ rief er dem Fremden zu.

„Ich bin der Geheimschreiber des Herzogs von Montmorency,“ antwortete Robert Coeur gelassen, „und ich bin hierher gekommen, um Ihrer Frau Gemahlin zu sagen, daß Sie der Graf von Candal, der Mörder des Marquis von Bazas sind. Sie wollte mir nicht glauben — Ihnen aber wird sie vielleicht mehr Vertrauen schenken. Ich sage Ihnen kein Lebewohl, Herr Graf, sondern auf Wiedersehen!“

Und ohne ein Wort weiter zu verlieren oder vom Grafen aufgehalten zu werden, verließ Robert Coeur ruhig das Haus.

Der Graf von Candal blieb, wie vom Blitze getroffen, regungslos an der Thüre stehen.

Jeanne warf auf ihn einen verzweiflungsvollen Blick. Die Blässe, welche sein Antlitz bedeckte, sagte ihr genügend, daß Robert Coeur nicht gelogen habe.

Dessenungeachtet konnte sie nicht völlig an das Entsetzliche glauben, das der Elende ihr mitgetheilt hatte, und mit ausgebreiteten Armen schwankte sie auf ihren Gatten zu,

indem sie die Worte stammelte: „Sage mir, Denis, daß er gelogen hat!"

„Er hat die Wahrheit gesprochen."

„Du bist der Graf von Candal?"

„Ich bin es."

„Der Mörder des Marquis von Bazas?"

„Könntest Du wirklich glauben, daß ich das Verbrechen begangen habe?"

„Nein, Denis, und tausendmal nein!" rief Jeanne aus, indem sie sich schluchzend in die Arme ihres Gatten flüchtete.

„Höre mich an, Jeanne," sagte Denis Vaillant ruhig, „ich werde Dir Alles erzählen."

„O nein, nein, ich weiß Alles, ich begreife Alles. Du mußtest für einen Anderen leiden und dulden; elende bestochene Richter haben Dich verurtheilt, Du wurdest gerettet und es ist Dir bisher noch nicht gelungen, den Elenden zu entdecken, der jenes Verbrechen begangen hat. Ich weiß, daß Du schuldlos bist und daß ich Dir keinen anderen Vorwurf zu machen habe als den, daß Du mir Dein Geheimniß so lange verschwiegen hast."

„Weshalb hätte ich das Glück Deines Lebens durch die Enthüllung eines Geheimnisses vergiften sollen, das Dich mit Entsetzen erfüllt hätte."

„Ich hätte Dein Schicksal betrauert, aber ich würde Dich nur noch mehr geliebt haben als früher, wenn dies eben möglich gewesen wäre."

Jeanne hatte, als sie in das ehrliche Auge ihres Gatten blickte, Alles errathen, aber sie wollte doch aus seinem eigenen

Munde vernehmen, wie es gekommen war, daß man ihn fälschlich für den Mörder des Marquis von Bazas gehalten habe.

Ralph von Candal erzählte seiner Jeanne sodann Alles, was seit der ersten Erhebung der Hugenotten im Walde von Bazas bis zu dem Augenblicke sich ereignet hatte, als er im Walde von Montmorency eben dazu gekommen war, sie aus den Händen eines waghalsigen Abenteurers zu befreien.

Jeanne faßte jedes Wort, das von seinen Lippen kam, begierig auf und widmete namentlich der Erzählung von der Tochter des Kerkermeisters in Bazas und von der hochherzigen Weise, in welcher der Henker von Bazas und der würdige Meister Ambroise Paré das Leben ihres Gatten gerettet hatten, eine besondere Theilnahme. Sie stimmte ihrem Gatten völlig bei, als dieser erklärte, daß er nicht eher ruhen und rasten wolle, bis es ihm gelungen wäre, den wahren Schuldigen zu entdecken.

„Weißt Du wohl," bemerkte Denis Vaillant lächelnd, „daß ich bei diesem Bestreben nicht mehr allein stehe? Ich habe hiebei einen Bundesgenossen gefunden."

„Wirklich? Wer ist es?"

„Es ist jener Ugolino, von dem ich Dir soeben erzählte. Er sieht nun das Unrecht ein, das er mir gethan hat, und ist nun nach Kräften bemüht, dasselbe wieder gut zu machen. Er ist schlau und verwegen und wird mir bei Ausforschung des Mörders gute Dienste leisten können. Ich habe übrigens ein Beweisstück in Händen, das mir seinerzeit Gelegenheit geben wird, den feigen Mörder zu entlarven, jenen Dolch, mit welchem der Marquis von Bazas ermordet wurde. Er

hängt dort unter meiner Waffensammlung und Du hast denselben mehr als einmal in den Händen gehabt."

„Entsetzlich! Wie aber, wenn der Geheimschreiber des Connetable seine Drohung erfüllen und Dich von meiner Seite reißen wollte?"

„Was könnte den Mann bestimmen, eine so verabscheuenswürdige Handlung zu begehen?"

„Robert Coeur hat sich einst um meine Hand beworben und wurde zurückgewiesen. Grund genug, Dich zu hassen."

„Und Du glaubst, daß er im Stande wäre, mich zu vernichten?"

„Ich bin es überzeugt. Du darfst nicht länger hier verweilen, Du mußt fliehen, Dich verbergen —"

In diesem Augenblicke trat der kleine Roger lächelnd in das Zimmer.

Der Gedanke, ihn und das theure Weib zu verlassen, war für Denis Vaillant geradezu entsetzlich, aber er wußte, daß keine Zeit zu verlieren sei.

Es wurde beschlossen, daß Ralph sofort nach seiner Besitzung Carouges abreisen und daß Jeanne mit dem Knaben ihm am nächsten Tage folgen solle.

In diesem Augenblicke durchzuckte ein Blitzstrahl die Luft.

„Du willst fortgehen, lieber Vater?" sagte der kleine Roger.

„Ja, mein Kind."

„Siehst Du nicht, daß es blitzt?"

„Ich fürchte mich nicht vor dem Blitze."

„Ich auch nicht. Ich möchte aber nicht, daß Du bei

diesem Wetter allein fortreitest. Ich werde mein Pferdchen satteln lassen und Dich begleiten."

„Du bist ein braves Kind," sagte Ralph, indem er seinen Sohn in die Arme schloß. „Du mußt aber bedenken, daß Deine Mutter hier allein zurückbleibt und daß diese Deines Schutzes mehr bedarf als ich."

„Das ist wahr," antwortete der Kleine, „meine Mutter ist eine Frau und Frauen haben immer Angst, wenn sie allein bleiben. Ich werde sie beschützen, aber morgen werden wir Alle Dir nachfolgen."

„Ja, mein Sohn."

Ralph von Candal kannte die Gefahr, in welcher er schwebte, nur zur Hälfte und er unterschätzte daher dieselbe gewaltig. Er verließ Ecouen nur, um durch seine Abreise das beängstigte Gemüth seiner Gattin zu beruhigen. Er hatte die Absicht, sofort nach seiner Ankunft in Carouges den Ambroise Paré von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen und ihn um seinen Schutz zu bitten.

Ralph ließ sein Pferd satteln, bewaffnete sich bis an die Zähne, nahm von Jeanne und Roger herzlichen Abschied und ritt dann in die Welt hinein.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Abreise einer Königin.

Die Königin Maria Stuart war entschlossen, ihre Abreise aus Frankreich nicht länger mehr zu verschieben; sie hatte an der königlichen Tafel von den Mitgliedern ihres bisherigen Hofstaates Abschied genommen und erklärt, am nächsten Tage Paris zu verlassen.

Es war zwei Uhr Nachmittags, als man ihr meldete, daß Alles zur Abreise bereit sei. Sie wollte unter dem Vorwande, daß schlechtes Wetter eingetreten sei, ihre Abreise noch einmal verzögern, die Königin-Mutter machte ihr aber begreiflich, daß hiedurch allerlei Unzukömmlichkeiten entstünden. Man habe bereits Couriere vorausgesendet, welche die Ankunft der Königin in den Städten, die selbe auf ihrer Reise berührte, bekannt machen sollten, und es könne zu einer bedauerlichen Aufregung führen, wenn die Leute sie vergeblich erwarten würden.

Maria Stuart mußte nachgeben und sie entschloß sich, den König und seine Geschwister noch einmal bei sich zu sehen.

Karl IX. war überaus herzlich gegen sie und zerfloß beinahe in Thränen, als seine geliebte „Schwester" sich von ihm verabschiedete.

Aber auch den übrigen drei Kindern fiel der Abschied von der geliebten Königin schwer genug. Sie konnten nicht ahnen, welchem Schicksale diese entgegengehe, obwohl auch ihnen selbst

vom Schicksale vorbehalten blieb, in der Kulturgeschichte der Menschheit eine hervorragende Rolle zu spielen. Einer der beiden kleinen Prinzen war der spätere König Heinrich III., die Prinzessin Margarethe ist als „Königin Margot", Gemalin des Königs Heinrich IV., in der Geschichte bekannt geworden und der kleine Franzos hat sich später als Herzog von Alençon und Anjou hervorgethan.

Katharina von Medicis begleitete ihre Schwiegertochter bis an die Sänfte und nahm von ihr unter Zeichen lebhafter Theilnahme Abschied.

Als jedoch Maria die Sänfte besteigen sollte, überkam sie plötzlich einer jener launenhaften Einfälle, die ihr so viel Verdruß zugezogen hatten.

„Fort mit der Sänfte!" rief sie aus, „ich will Paris zu Pferde verlassen."

Man ließ sofort das Lieblingspferd der Königin satteln und der Herzog von Damville hielt der Königin beim Besteigen des Pferdes den Steigbügel.

Als Maria Stuart im Sattel saß, durchlief die Menge ein freudiges Gemurmel. Die Männer schwenkten die Hüte, die Frauen wischten sich die Thränen aus den Augen. Viele aus der Menge drängten sich an die Königin heran, um den Saum ihres Kleides zu küssen.

Roland schickte sich an, die Menge zu zerstreuen, die Königin rief ihm jedoch zu, „daß er die guten Leute nur immerhin herankommen lassen möge, denn ihre Theilnahme sei gewiß eine aufrichtig gemeinte."

Die Anspielung auf die Art und Weise, in welcher die Königin-Mutter von ihr Abschied genommen hatte, war nicht

zu verkennen, zugleich aber auch die Genugthuung, welche ihr der Gedanke verursachte, daß es ihr gelungen sei, die Herzen des Volkes zu erobern. Selbst der Gedanke, daß die stolze Katharina von Medicis über die Art und Weise, in welcher Maria vom Volke begrüßt wurde, sich ärgern werde, machte der jungen Königin eine namenlose Freude.

Katharina war bei den Parisern im hohen Grade unbeliebt — man wich scheu zur Seite, wenn sie sich in den Straßen von Paris sehen ließ.

Man wußte, daß in den Appartements der Königin-Mutter allerlei Pläne geschmiedet werden, die dem Volke nachtheilig wären, man flüsterte sich allerlei Geschichten in die Ohren, in denen Dolch und Gift eine entsetzliche Rolle spielten, und man blickte auf die Werkzeuge der Königin, den Astrologen Ruggieri und dem Parfumeur René, nur mit jener Scheu hin, welche durch die Verbrechen, deeen man diese beschuldigte, genugsam gerechtfertigt war.

Der Königin Maria Stuart kam man dagegen überall mit Liebe und Verehrung entgegen, die sich selbst in der Art und Weise kundgaben, in welcher das Volk von ihr Abschied nahm.

Ein junges Mädchen aus dem Volke, das der Vater auf den Armen hielt, reichte der Königin einen Blumenstrauß dar. Die Königin nahm denselben freudig entgegen und pflückte aus demselben eine Rose, die sie sich auf die Brust steckte, während sie die übrigen Blumen ihrer Kammerfrau zur Verwahrung übergab.

Tausendstimmige Hochrufe erschallten, als der Zug sich in Bewegung setzte, an dessen Spitze der Kommandeur von

Ferrouillac ritt, dessen sympathische Gestalt dem Volke bekannt war und den man überall als einen der tapfersten und ritterlichsten Offiziere des Königs pries.

In der nächsten Umgebung der Königin befanden sich etwa zwanzig Edelleute zu Pferde, unter denen der Herzog von Guise, der Kardinal von Lothringen und Heinrich von Montmorency, Herzog von Damville die hervorragendsten waren, ferner Herr von Beantome, der Vicomte von Noisy, der Baron von Seneuil, der Graf von Retz und andere unserer alten Bekannten.

Roland von Ferrouillac bat die Menge, daß sie etwas bei Seite treten möge, und nachdem diese Bitte durch die zierlichen Luftsprünge der braven Jezabel auf das Kräftigste unterstützt wurde, so konnte sich der Zug endlich vorwärts bewegen. Man ritt durch die Straßen de l'Arbre sec, St. Honoré und de la Ferronnerie bis zur Straße St. Denis, wo der Königin abermals ein Zeichen rührender Anhänglichkeit zu Theil wurde.

Auf dem Balkon eines prachtvollen Palastes stand ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren, das der Königin mit den Worten: „Lebe wohl, gute Königin, ich komme bald zu Dir nach Schottland!" Blumen zuwarf.

Die Königin warf dem Mädchen einen Kuß zu, indem sie an den Herzog von Damville die Worte richtete:

„Ist das nicht ihre Adoptiv-Schwester, lieber Herzog?"

„Ja, Euer Majestät. Es ist die arme Waise, welche mein Vater nach Ermordung des Marquis von Bazas zu sich genommen hat."

„Wer hat das Mädchen erzogen?"

„Eine englische Gouvernante, welche auch die Erziehung der beiden Mädchen meiner Cousine, der Herzogin von Launceston besorgte."

„Ihrer Cousine Howard, nicht wahr?"

„Ja, Königin. Einer der Herzoge von Norfolk ist mit ihr verwandt."

„Ihr Montmorency's steht doch mit allen Königen in Verbindung."

„Leider aber nicht mit allen Königinnen," flüsterte Montmorency.

Die Theilnahme des Volkes wurde immer lebhafter, die Zurufe an die Königin pflanzten sich lawinenartig fort, aus allen Fenstern regnete es Blumen auf die Königin herab.

An der Pforte St. Denis wurde der Königin von zwölf phantastisch gekleideten Mädchen ein großer Blumenstrauß überreicht und so ging es fort, bis Maria Stuart die Stadt verlassen hatte, die sie niemals wiedersehen sollte.

„Oh mein theueres Paris!" rief die Königin aus, indem sie noch einen thränenfeuchten Blick auf die verlassenen Herrlichkeiten zurückwarf, „wie unendlich gütig bist du, namentlich für Jene, die Dich verlassen!"

Der Herzog von Guise lenkte in diesem Augenblicke sein Pferd in die Nähe der Königin, indem er ihr zuflüsterte:

„Beherrschen Sie sich, Maria, die Leute werden sonst glauben, daß man Sie von Paris weggejagt hat."

„Bin ich denn nicht eine Verbannte!" rief Maria Stuart weinend aus, „ich kann noch froh sein, die Stadt lebend zu verlassen. Glauben Sie denn, daß ich das Schicksal nicht kenne, das man meinem Gemal bereitet hat."

Es war das erstemal, daß Maria ihrem Onkel zu verstehen gab, daß sie die Gerüchte gar wohl kenne, welche in Bezug auf den vorzeitigen Tod des Königs Franz II. im Umlauf waren.

„Seien Sie vernünftig Maria," sagte der finstere Herzog. „Es ist gut, das Sie das Louvre mit seinen Geheimnissen hinter sich haben. Man muß nicht Alles hören, was die Leute sagen."

„Ich werde diesen Gerüchten mein Ohr verschließen, Herr Herzog, ich weiß, daß Herz und Seele vergiftet werden wenn man den Leuten zu willig sein Ohr leiht."

Franz von Guise erbebte.

Wie man sagt, soll Franz II. in der That durch ein Gift seinen Tod gefunden haben, das man ihm während des Schlafens in das Ohr träufelte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Hinterhalt.

Man kam bis Saint-Denis, ohne das zwischen der Königin und ihrer Umgebung weiter ein Wort gewechselt worden wäre.

Roland von Ferrouillac hatte den Marsch der Kolonne mit großer Umsicht eingeleitet und überzeugte sich zeitweilig

persönlich davon, daß alle seine Anordnungen pünktlich befolgt wurden.

Als sie St. Denis erreicht hatten und Dom Mathurin noch immer nicht zum Vorschein kam, wurde Roland seines Schicksals halber etwas beängstigt und er sah sich wiederholt nach seinem würdigen Trinkgenossen um.

Da er vermuthete, daß der nunmehrige Beichtvater der Königin in der Nähe derselben sich aufhalte, so entsendete Herr von Ferrouillac einen Reiter, der über das Schicksal Dom Mathurin's Erkundigungen einziehen sollte.

Die Erfahrungen, welche dieser machte, bestätigten die Voraussetzungen Roland's vollkommen. Die Königin hatte bekanntlich am Thore des Louvre ihr Pferd bestiegen und der würdige Beichtvater der Königin hatte es unter diesen Umständen für zweckmäßig erachtet, mittlerweile in der Sänfte der Königin sich häuslich einzurichten.

Als der Reiter ihn aus seinem Schlummer weckte, war der würdige Kaplan nicht wenig ungehalten und er empfahl dem Ruhestörer ohne viele Umschweife, daß er sich zum Teufel scheren möge.

Der Reiter entfernte sich brummend und die Geschichte kam bald zu den Ohren der Königin.

In ihrer liebenswürdigen und wohlwollenden Weise empfahl sie jedoch ihrer Umgebung, „daß man den Schlaf des Gerechten nicht weiter stören möge".

Als die Königin in der Nähe der Kirche von St. Denis ankam, sprach sie den Wunsch aus, einige Augenblicke an dem Grabe ihres verstorbenen Gemahls zu beten.

„Sie sehen, Maria," antwortete der Kardinal von Lothringen, „daß der Himmel sich mit Wolken bedeckt hat, wir müssen eilen."

„Wie viel Zeit brauchen wir noch bis Chantilly?" frug Maria den Herzog von Damville.

„Zwei Stunden, Majestät, wenn wir rasch vorwärts kommen."

„Dann werden wir Chantilly noch immer erreichen können, ehe das Unwteter losbricht."

Die Königin ließ den Zug halten, stieg vom Pferde und trat in die Kirche St. Denis ein, während ihre Begleitung vor der Kirche wartete.

Sie betete lange und inbrünstig am Grabe des todten Königs; das Rollen des Donners scheuchte sie aber plötzlich von ihren Betrachtungen auf.

Wir kennen bereits die Pläne, welche ein Theil der in Paris anwesenden Hugenottenführer geschmiedet hatte. Es handelte sich darum, sich der Königin Maria Stuart, des Herzogs von Guise, des Kardinals von Lothringen und des Herzogs von Damville zu bemächtigen, um in ihnen gegen weitere Bedrückungen der Hugenotten die nöthigen Bürgschaften zu finden.

Die Hugenotten hatten auf die Durchführung dieses Planes nicht verzichtet und es war ihnen in der That gelungen eine ansehnliche Macht anfzubringen, welche im Walde von Montmorency der Königin und ihrem Gefolge auflauerte.

Das hugenottische Aufgebot hatte die durch den Wald von Montmorency führende Straße zu beiden Seiten besetzt.

Rechts am Wege nach Ecouen lagen ungefähr hundert Hugenotten unter Anführung des Advokaten Thomas Ruzé im Hinterhalte; die links im Walde sich versteckt haltende Abtheilung von gleicher Stärke stand unter dem Kommando des Barons Dupont, der später in der Bartholomäusnacht seinen Tod finden sollte.

Eine dritte Abtheilung hatte die Straße über Ecouen hinaus besetzt.

Alle Anordnungen waren so geschickt getroffen worden, daß man einen sicheren Erfolg voraussehen konnte, da es nicht zu denken war, daß die Königin den weiten Umweg über Gonesse machen würde, um Chantilly zu erreichen.

Die im Hinterhalte lagernden Hugenotten hörten in der That trotz des heulenden Sturmes das Herannahen des königlichen Zuges.

Ein leiser Pfiff setzte die Angreifer in Kenntniß, daß sie sich bereit halten sollten.

Man konnte in der That, wenn auch noch in weiter Ferne, die ritterliche Gestalt Roland's erkennen, dessen Auge sorgsam nach allen Richtungen ausspähte.

Er mußte Verrath gewittert haben, denn er ließ den Zug plötzlich halten.

„Was gibt's?" rief der Herzog von Guise, der an ihn herangeritten kam.

„Was es gibt rief?" Roland zornig aus. „Daß ich Recht gehabt habe, als ich Ihnen empfahl von St. Denis aus einen anderen Weg einzuschlagen, das gibt's. Wir hätten den Umweg über Gonesse machen sollen."

„Warum?"

„Weil es in diesem Walde nicht geheuer ist."

„Seit wann sind Sie denn so furchtsam geworden, mein alter Kamerad?" sagte der Herzog.

„Seitdem ich die Ehre habe, eine Königin und die königlichen Prinzen zu beschützen."

„Sagen Sie eine Königin, denn die königlichen Prinzen werden sich schon selbst ihrer Haut erwehren."

„Wenn sie es können, ja."

„Glauben Sie wirklich an eine Gefahr?"

„Ich glaube, daß man uns in einen Hinterhalte locken will, und da heißt es vorsichtig sein."

An ein Zurückweichen war aber nicht mehr zu denken.

Roland von Ferrouillac stellte die Königin unter den unmittelbaren Schutz der zwanzig Edelleute, die ihr von Paris aus das Geleite gaben, und ertheilte dem „Englischen Gruß," der an seiner Seite ritt, den Auftrag, mit seinen Leuten „die Gegend zu säubern."

„Es gilt jetzt einen tüchtigen Ritt zu machen, Majestät," sagte Roland zur Königin, „wir dürfen diesen Leuten keine Zeit zur Ueberlegung lassen, sondern rasch über die gefährdete Stelle hinwegzukommen trachten."

Das Auge Mariens erglühte feurig, als sie daran dachte, daß es gelte, ihren Muth zu zeigen. Sie berührte ihr Pferd leicht mit der Gerte und das brave Thier flog im gestreckten Galopp über den festgebahnten Weg dahin.

Auch die Edelleute gaben ihren Pferden die Sporen und sprengten, die Königin in der Mitte, über die gefährdete Stelle hinweg, während die Reiter der Eskorte die ein mindeꝛ

rasches Tempo eingeschlagen hatten, an beiden Seiten der Straße dahinritten.

Auf ein zweites Zeichen Ruzé's folgte eine Decharge, welche sechs bis acht Reiter zu Boden streckte — im gleichen Augenblicke kam aber ein so heftiger Regenguß, daß, die Erde von demselben überschwemmt wurde.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Gastfreundschaft.

Die Hugenotten hatten zu spät endeckt, daß die Königin ihnen entgangen war. Sie machten allerdings den Versuch, derselben nachzueilen, Roland von Ferrouillac saß ihnen jedoch mit seinen Reitern schon hart auf den Fersen.

„Hurrah!" rief Roland aus, indem er mit seiner Jezabel mitten in den Haufen hineinsprengte, der sich eben anschickte, seine Gewehre frisch zu laden. Bald fand sich auch der Herzog von Guise, welcher die Königin verlassen hatte, um an dem Kampfe theilzunehmen, an der Seite Roland's ein und nun wurde der Kampf Mann an Mann bald ein allgemeiner.

Roland von Ferrouillac stand bald dem Advokaten Thomas Ruzé gegenüber, dessen große Gewandtheit im Fechten wohlbekannt war.

Gegen den Riesen Roland konnte er jedoch nichts ausrichten und er sah sich bald genöthigt, die Waffen zu strecken.

Die Hugenotten versuchten vergebens, sich durch die Reiter hindurch einen Weg zu bahnen, um die Königin zu verfolgen.

Ein Zeichen, das vom Advokaten Ruzé ausging, deutete ihnen an, daß sie den Rückzug antreten sollten. Sie eilten in den Wald zurück, indem sie vierzig Todte auf dem Kampfplatze zurückließen und ebenso viele Verwundete mit sich fortschleppten.

Aber auch die Reiter hatten eine starke Einbuße erlitten; selbst der fromme „Englische Gruß" hatte einen Hieb über das Gesicht bekommen, der ihm übrigens wenig Sorge machte, da er hoffte, durch die irdischen Leiden, welche derselbe ihm bereitete, etwas von den Strafen abzubüßen, die ihm jenseits beschieden waren.

„Ave Maria," murmelte er mit frömmelnder Stimme, „dieser Hieb ist eine gerechte Strafe für manche Sünde, die ich schon wieder auf meinem Gewissen habe. Ich habe am letzten Freitag Fleisch gegessen und die Geschichte mit der kleinen Wäscherin steht auch noch in meinem Schuldbuche verzeichnet. Ich hoffe, daß mir die Buße zum Heile gereichen werde.

Der Kommandeur ließ, nachdem die leichter Verwundeten verbunden waren, die Reiter wieder sich sammeln und trabte mit denselben der Königin und ihrer Begleitung nach.

Die Hugenotten hatten mittlerweile im Walde sich gleichfalls gesammelt und Thomas Ruzé richtete an selbe folgende Ansprache:

„Es ist noch nicht Alles verloren, Brüder. Die Bevölkerung von Ecouen steht auf unserer Seite und wenn die Königin daselbst Halt macht, können wir unseren Angriff

wiederholen. Ich habe bereits Leute ausgesendet, welche uns über den weiteren Verlauf der Dinge bald Nachricht geben werden."

Die Königin Maria Stuart hatte mittlerweile unter dem Schutze ihrer Begleitung die ersten Häuser von Ecouen erreicht.

Man machte daselbst Halt.

Die Königin war sehr ermüdet, ihre Kleider waren völlig durchnäßt, dessenungeachtet konnte sie sich nicht dazu entschließen, in das Schloß von Montmorency sich zurückzuziehen.

„Dürfte ich mir wohl erlauben," sagte der Vicomte von Noisy, „eine Ansicht auszusprechen, der Eure Majestät vielleicht beistimmen werden?"

„Sprechen Sie, Vicomte."

„Am anderen Ende von Ecouen liegt ein kleines Haus, dessen Bewohner sich glücklich schätzen würden, Eurer Majestät eine Zufluchtstätte anzubieten."

„Können Sie für die Leute einstehen? frug der Kardinal von Lothringen.

„Mit meiner Ehre," antwortete der Vicomte.

„Nun denn, vorwärts!" rief die Königin entschlossen aus, indem sie, zu ihrem Oheime gewendet, beifügte: „Leider bin ich jetzt genöthigt, eine Zufluchtsstätte zu suchen, was ich glücklicherweise niemals nöthig hatte, so lange ich noch Königin von Frankreich war."

Die Leute, welche man auf dem Wege nach dem Landhause des Denis Vaillant begegnete, flößten den Edelleuten

kein besonderes Vertrauen ein, aber man wußte wohl, daß man von ihnen nichts zu fürchten habe.

Als der Zug vor dem Landhause angelangt war, übernahm es Albert von Noisy, den Bewohnern desselben die Ankunft der Königin von Schottland zu melden.

Denis Vaillant hatte das Haus vor kaum einer halben Stunde verlassen; Jeanne stand mit ihrem kleinen Roger am Fenster und blickte kummervoll in die stürmische Natur hinaus. Das Toben des Windes, das Rollen des Donners stimmten mit den Stürmen, die in ihrem Inneen tobten so völlig überein, daß für sie das Wüthen der entfesselten Elemente nichts Erschreckendes hatte.

In diesem Augenblicke vernahm sie von der Straße herauf das Herannahen einer ansehnlichen Reiterschaar.

Jeanne verbarg ihr Gesicht in den Händen — sie fürchtete, daß man die Reiter abgesendet habe, um ihren geliebten Denis festzunehmen.

Madame Martine kam jedoch rasch genug mit der Nachricht gelaufen, daß der Vicomte von Noisy in Gesellschaft einer schönen Dame angekommen sei und nach ihr frage.

„Eine schöne Dame?" rief Jeanne beruhigt aus, „wer könnte dies wohl sein?"

Jeanne ging der Fremden entgegen; Maria Stuart hatte jedoch bereits die Schwelle des Zimmers betreten und blieb dort, von der wunderbaren Schönheit der jungen Frau geblendet stehen.

Maria nahm ihren Reithut ab, der vom Regen völlig durchnäßt war, und Jeanne konnte nun auch ihrerseits jenes sanfte Antlitz sehen, das in der Welt so viel — Haß erwecken sollte.

Jeanne hatte die Königin einst in Paris gesehen und erkannte dieselbe augenblicklich wieder.

„Majestät!" rief Jeanne aus, indem sie sich tief verneigte.

Maria eilte jedoch sofort auf sie zu, ergriff sie bei beiden Händen und flüsterte ihr mit ihrem süßesten Lächeln zu:

„Ja, ich bin die Königin, eine arme, müde, wie ein Reh gehetzte Königin. Ich bitte, Sie, mich für diese Nacht unter ihrem Dache gastfreundlich aufzunehmen."

Eine leichte Röthe der Ueberraschung flog über das Antlitz der jungen Frau dahin, indem sie der Königin die Versicherung gab, daß sie sich glücklich fühlen werde, die Königin uuter dem Dache ihres bescheidenen Hauses zu wissen.

Maria Stuart schlang ihre reizenden Arme um den Hals der jungen Frau, indem sie ausrief:

„So schön, so gut! Oh wie danke ich Ihnen für den herzlichen Empfang den Sie mir hier bereiten?"

Dreißigstes Kapitel.

Jeanne und Maria.

Nur drei Männer waren mit der Königin in den Salon eingetreten, in welchen Jeanne durch das Erscheinen der Maria Stuart überrascht worden war: der Kardinal von Lothringen, der Herzog von Damville und der Vicomte von Noisy.

„Gnädige Frau, sagte der Letztere zur Gräfin von Candal, „ich bin es, der die Königin gebeten hat, bei Ihnen eine Zufluchtstätte zu suchen."

„Ich kann Ihnen für das Glück, das Sie mir dadurch bereiteten, nur dankbar sein," sagte die junge Frau, indem sie, zur Königin gewendet, fortfuhr: „Wenn Eure Majestät die Gnade haben wollen, mir zu folgen, will ich gerne bemüht sein, Ihnen alle jene Bequemlichkeiten zu bieten, die Sie in einem so bescheidenen Hause, wie das meine ist, nur immer erwarten können. Eure Majestät sind ganz durchnäßt und es wird am besten sein, wenn ich als Ihre Kammerfrau dafür sorge, daß sie vorerst trockene Kleider bekommen."

„Als meine Palastdame," bemerkte die Königin lächelnd, „denn nach dem Ritte, den ich gemacht habe, würde mir auch ein noch bescheideneres Häuschen, wie das Ihrige, als ein Palast erscheinen."

Jeanne führte die Königin in ihr Schlafgemach und der kleine Roger blieb bei den drei Edelleuten zurück.

Mittlerweile hatte der Baron von Seneuil, der mit der Räumlichkeit des Hauses wohlbekannt war, der es jedoch aus leicht begreiflichen Gründen nicht wagte, der Herrin des Hauses unter die Augen zu treten, die Edelleute aus der Umgebung der Königin in einem größeren Saale des Erdgeschosses untergebracht, und sowohl Jodelet als Madame Martine gaben sich viele Mühe, für die Bequemlichkeiten derselben zu sorgen.

Einer der Edelleute hatte es übernommen, vor dem Thore des Gehöftes Wache zu halten, um den Kommandeur Roland von Ferrouillac, und den Herzog von Guise, welche sich während dieser Zeit noch mit den flüchtigen Hugenotten

herumgeschlagen hatten, davon zu verständigen, daß die Königin Maria Stuart im Hause des Denis Vaillant eine Zufluchtstätte gefunden habe.

Die Frauen der Königin waren mit den Gepäckwagen schon am Morgen nach Chantilly abgegangen; Maria Stuart fand sich also in die unbedingten Nothwendigkeit versetzt, sich nicht allein von der liebenswürdigen Dame, bei der sie eine so freundliche Aufnahme gefunden hatte, umkleiden zu lassen, sondern auch sich ihrer Wäsche und ihres Nachtkleides zu bedienen. Erschöpft von den Anstrengungen und Aufregungen des Tages legte sich Maria Stuart in das Bett der jungen Frau und schlief bald darauf ein.

Jeanne Vaillant kehrte auf den Fußspitzen in den Salon zurück, in welchem der kleine Roger mittlerweile den drei Edelleuten die Honneurs gemacht hatte, indem sie den Letzteren mittheilte, daß die Königin sich zur Ruhe begeben habe.

Der Kardinal von Lothringen, welcher, obwohl ein Mann der Kirche, durchaus kein Verächter weiblicher Reize war, verschlang die schöne Hausfrau mit einem bewundernden Blicke und flüsterte sodann dem Herrn von Noisy zu:

„Wenn es darauf ankäme, die Schönheit zur Königin zu machen, so hätten wir heute zwei Königinnen statt einer in diesem Hause. Die Frau des Hauses ist eine fürstliche Schönheit —“

„Sie ist nicht nur schön, Herr Kardinal, sondern auch sehr tugendhaft. Fragen Sie nur einmal Herrn von Seneuil, über dieses Kapitel ein wenig aus.“

„Wo ist denn der Gemal dieser reizenden Frau?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ich beneide ihn um sein Glück."

„Er soll, wie man mir sagte, ein Muster ehelicher Treue und Liebe sein."

„Weshalb läßt er aber dann seine Frau hier allein zurück?"

„Er gehört, wie ich glaube, zu den Hugenotten, und möglicherweise zählt er zu den Leuten, die uns hier einen so eigenthümlichen Empfang bereiteten.

„Zu den Hugenotten!" rief der Kardinal entsetzt aus. „Dann sind wir keinen Augenblick sicher hier im Hause. Es war sehr unvorsichtig von Ihnen, die Königin hieher zu führen."

„Ich stehe ebensogut für die Ehrenhaftigkeit des Mannes ein, als für jene der Frau. Herr Denis Vaillant ist unfähig, uns zu verrathen."

Der Kardinal von Lothringen ließ sich durch diese Betheuerung nicht beruhigen.

Mittlerweile hatte Heinrich von Montmorency den kleinen Roger auf seine Knie genommen und sich mit demselben auf das Herzlichste unterhalten.

Das Kind wurde zutraulich und frug den Herzog, ob er auch zu jenen bösen Menschen gehöre, die den Vater verfolgten?

Jeanne mußte über die Zutraulichkeit des Kindes lächeln, aber ihr Lächeln hatte etwas Schmerzliches. Sie erzitterte bei dem leisesten Geräusche, denn sie mußte fürchten, daß Robert Coeur zurückkehren werde, in der Absicht ihren Gatten zu verhaften.

Endlich kamen auch die noch zurückgebliebenen Reiter vor dem Landhause Vaillant's an.

Franz von Guise und der Kommandeur Roland traten in den Salon ein.

Herr von Ferrouillac hatte die junge Frau seit jenem Abenteuer im Walde von Montmorency nicht mehr gesehen; Jeanne erkannte ihn jedoch sofort wieder; sie eilte auf ihn zu und dankte ihm in der herzlichsten Weise für die Theilnahme, die er ihr damals erwiesen hatte.

Der Kommandeur lehnte jedoch jeden Dank ab; er erklärte, daß er nur seine Schuldigkeit gethan habe. Vorsichtsweise fügte er bei, daß es ihm nicht gelungen sei, den vermummten Reiter einzuholen, den er zur Flucht gezwungen hatte.

„Wir sind in dieser Beziehung glücklich gewesen," sagte Jeanne lächelnd, „mein Mann hatte den Mann so gut im Gesichte gezeichnet, daß er ihn später wieder erkannte. Wir Beide habe ihm jedoch das Unrecht verziehen, das er mir zufügen wollte. Ich habe ihm gewissermaßen mein Lebensglück zu danken, denn ohne sein frevelhaftes Vorgehen hätte ich meinen lieben Denis vielleicht niemals kennen gelernt."

In diesem Augenblicke ließ sich in der Vorhalle eine kräftige Stimme vernehmen.

Jeanne erbebte.

„Spitzbuben das," rief jene Stimme, in welcher Roland sofort die Stimme seines geliebten Dom Mathurin erkannte, „sie haben mich wider meinen Willen zum Märtyrer machen wollen. Ich bin ihnen jedoch für diesmal noch glücklich entgangen."

Dom Mathurin trat ein; er blieb jedoch an der Thüre betroffen stehen, als er so viele erlauchte Personen im Saale erblickte.

„Vergebung, meine Herren!“ rief er mit lauter Stimme aus,“ ich wußte nicht —“

„Still,“ flüsterte der Herzog von Damville ihm zu, „die Königin schläft.“

„Die Königin schläft? Die Glückliche! Wie wäre ich froh, wenn auch ich schlafen könnte, nachdem ich früher ein gutes Nachtmahl zu mir genommen hätte. Denken Sie sich nur, mein lieber Kommandeur —“ fuhr er zu Roland gewendet fort.

Herr von Ferrouillac hatte nicht nöthig, die weiteren Auseinandersetzungen Dom Mathurin's abzuwarten, um zu wissen, was er wolle.

Er nahm den hungrigen und durstigen Beichtvater am Arme und führte ihn hinab zu Madame Martine, welche sich dadurch außerordentlich geschmeichelt fühlte, daß ein so ausgezeichneter Kriegsheld, wie dies der Herr Roland von Ferrouillac von Galbatros de la Popie en Agenais war, sich dazu herbeiließ, mit ihr zu sprechen, ja sogar eine Bitte an sie zu richten.

Sie beeilte sich, den Dom Mathurin in den ebenerdig gelegenen Speisesaal zu führen und ihn daselbst auf das Köstlichste zu bewirthen.

Roland von Ferrouillac kehrte wieder in den Salon zurück.

Er war kaum in denselben eingetreten, als die Thüre abermals sich öffnete.

Einunddreißigstes Kapitel.

Gute Brüder.

Wir wissen, daß Denis Vaillant Ecouen in dem Augenblicke verließ, in welchem das Unwetter mit vollster Gewalt losbrach.

Er warf noch einen Blick auf das Häuschen, in welchem er so viele glückliche Stunden verlebt hatte, und ritt dann rasch gegen Chantilly weiter.

Plötzlich sprangen aus dem Gebüsche zwei Männer hervor, welche sein Pferd im Zaume erfaßten, während aus dem Walde Gewehrläufe nach seiner Brust gerichtet wurden.

„Wer seid Ihr?" rief er aus, „und was wollt Ihr von mir?"

„Steigt nur vorerst vom Pferde und Ihr sollt das Weitere dann schon erfahren."

Der Graf zog statt aller Antwort sein Schwert und stand eben im Begriffe, einen der Angreifer niederzuhauen, als eine bekannte Stimme ihm zurief:

„Kennen Sie uns denn nicht, Denis Vaillant, wir gehören ja zu Ihren Glaubensbrüdern."

Der Graf erkannte in der That in den beiden Männern, welche sein Pferd angehalten hatten, zwei Hugenotten aus Ecouen: den Prokurator Albin Tranquille und den Chirurgen Jakob Heurteloup.

Er versuchte keinen weiteren Widerstand zu leisten und stieg vom Pferde.

„Kommen Sie mit uns," sagte Herr Heurteloup.

Denis Vaillant hielt es unter den gegebenen Umständen für das Beste, der an ihn gerichteten Aufforderung nachzukommen.

Man führte ihn durch einen kleinen Wald zu einem Häuschen, das in einem äußerst verfallenen Zustande sich befand.

In der Hütte befanden sich vier Männer, die jedoch dem Grafen von Candal völlig unbekannt waren.

„Ich bin hieher gekommen, weil Sie es von mir forderten," sagte er zu denselben, „jetzt möchte ich aber erfahren, um was es sich denn eigentlich handelt?"

„Wir haben Sie schon seit vielen Stunden gesucht."

„Bedaure sehr, daß mir dies unbekannt blieb, weshalb suchten Sie mich denn?"

„Sie sollen uns über ihr Benehmen Rechenschaft ablegen."

„Das werde ich bleiben lassen."

„Dann werden wir Sie dazu zwingen."

„Ich wüßte nicht, was ich Ihnen gegenüber zu verantworten hätte. Ich habe, was ich thue, nur vor mir selbst und vor Gott zu rechtfertigen."

„Das werden wir gleich sehen," sagte Tranquille, indem er dem Grafen ein Papier überreichte und denselben aufforderte, den Brief zu durchlesen.

„Was ist das für ein Papier?"

„Ein Befehl von Seite des Generalrathes der reformirten Partei. Werden Sie angesichts dieses Befehles noch jede Auskunft verweigern?"

„Nein."

„Sie waren heute im Schlosse Ecouen?"

„Ja."

„Und dann im Schlosse Montmorency?"

„So ist es."

„Was hatten Sie auf den Besitzungen unseres größten Feindes, des Connetable, zu thun?"

Sie wissen, daß ich in der letzten Parteiversammlung sehr energisch gegen den Vorschlag mich ausgesprochen habe, gegen die Königin Maria Stuart feindselige Schritte zu unternehmen."

Wir wissen es; Sie aber wissen, daß wir uns durch Ihre Bedenklichkeiten nicht einschüchtern ließen."

„Ja. Dessenungeachtet wurde die Ansicht, die ich über die Sache hegte, nicht erschüttert. Wir dürfen den Weg der Ehre und des Rechtes niemals verlassen, wenn wir endlich siegen wollen."

„Ihren Bedenken stand ein Beschluß der Versammlung gegenüber und Sie hatten denselben zu respektiren."

„Ich lasse mir meine Ueberzeugung nicht „niederstimmen". Ich mache keinen Hehl daraus, daß ich in Ecouen und in Montmorency war, um mit dem Connetable zu sprechen."

Sie wollten an uns zum Verräther werden?"

„Ich wollte die Abreise der Königin hintertreiben."

„Sie können sich wohl denken, welche Folgen dieser Schritt für Sie haben wird. Wir wollen Ihnen jedoch Gelegenheit bieten, Ihr Benehmen zu rechtfertigen.

„Ich denke gar nicht daran, dies zu thun. Meine Parteigenossen sind mir Dank dafür schuldig, daß ich ihnen eine Demüthigung ersparen wollte."

„Welche Demüthigung?"

„Die Demüthigung, welche für ehrenhafte Männer in dem Gedanken liegen muß, daß sie sich dazu hinreißen ließen, gegen eine wehrlose Frau feindselig aufzutreten.“

„Die Worte des Grafen von Candal blieben nicht ganz ohne Wirkung; dessenungeachtet bestand der Prokurator Tranquille darauf, daß Denis Vaillant nach der ganzen Strenge der unter den Hugenotten jener Zeit zu ihrer eigenen Parteisicherheit aufgestellten Gesetze gerichtet werde. Er suchte in dieser Beziehung einen förmlichen Richterspruch hervorzurufen und frug seine Gefährten um ihre diesfällige Meinung.

Dieselben konnten nicht umhin, dem Prokurator zugestehen, daß hier ein Fall flagranten Parteiverrathes vorliege, und es wurde über Denis Vaillant die Todesstrafe verhängt.

Der junge Mann, der die unter seinen Glaubensgenossen herrschenden unwandelbaren Normen genau kannte, konnte über sein Schicksal keinen Augenblick im Zweifel sein. Er wußte sogar, daß die Vollstreckung des Urtheils dem Ausspruche des improvisirten Gerichtes beinahe auf dem Fuße folgen werde.

In der That verließen der Prokurator und der Chirurgus unmittelbar, nachdem das Urtheil ausgesprochen war, die kleine Hütte, die ihnen als Gerichtssaal gedient hatte, und die vier Männer, welche an der Urtheilsfällung sich betheiligt hatten, sollten nunmehr auch das ausgesprochene Todesurtheil vollziehen.

Sie richteten auf Denis Vaillant die Mündungen ihrer Gewehre und der junge Mann riß sich von dem Gedanken an Weib und Kind los, um dem Tode muthig ins Auge zu sehen.

Plötzlich ertönte in der Nähe der Hütte ein Pfiff; die vier Männer senkten die Mündungen ihrer Gewehre und

bald darauf kehrten der Prokurator und der Chirurgus in Begleitung eines dritten Mannes wieder in die Hütte zurück.

„Die Vollstreckung des Urtheils ist aufgeschoben," sagte Jakob Heurteloup zu Denis Vaillant, „und es liegt in Ihrer Hand, Ihre Begnadigung zu erwirken."

„Und wie, wenn ich fragen darf?" frug Denis Vaillant mißmuthig.

„Wissen Sie wohl, welche Gäste in diesem Augenblicke Ihr Häuschen in Ecouen beherbergt?"

„Wie sollte ich das wissen?"

„Die Königin Maria Stuart, der Kardinal von Lothringen, die Herzoge von Guise und von Damville befinden sich in Ihrem Hause."

„Die Königin Maria Stuart befindet sich in meinem Hause!" rief Denis Vaillant erstaunt aus.

„Können Sie schwören, daß Ihnen dies unbekannt war, daß dieser Besuch Ihrem Hause auf ganz unerwartete Weise zu Theil wurde?"

„Ich kann es beschwören."

„Liefern Sie die Königin in unsere Hände und wir wollen Ihnen das Leben schenken."

Die Röthe der Scham überflog das Antlitz Vaillant's, indem er die Schändlichkeit überdachte, die man ihm zumuthete. Er konnte sich jedoch nicht verhehlen, daß die Königin in größter Gefahr schwebe, wenn er hilflos, vielleicht sterbend in der Hütte zurückbliebe, und er beschloß daher, scheinbar auf die ihm gemachten unwürdigen Vorschläge einzugehen.

Es wurde beschlossen, daß Denis Vaillant vorläufig seine Freiheit erhalten und nach Hause zurückkehren solle, um den

Hugenotten bei der Gefangennahme der Königin Maria Stuart dadurch hilfreiche Hand zu leisten, daß er ihnen im Laufe der Nacht Thür und Thor öffne.

Für den Fall, als Denis Vaillant sich hiebei abermals einen Verrath zu schulden kommen ließe, sollte das gegen ihn gefällte Todesurtheil sofort vollzogen werden.

Vaillant hatte übrigens nicht die Absicht, sich dem über ihn verhängten Urtheile zu entziehen. Er wollte nur die Schmach, welche seine Partei auf sich zu laden im Begriffe stand, von dieser abwenden und dann freiwillig in die Gefangenschaft zurückkehren, aus welcher er sich durch die Zusage, das Vorhaben seiner Parteigenossen zu unterstützen, soeben befreit hatte.

Nachdem Denis Vaillant sein Pferd wieder bestiegen hatte, kehrte er im gestreckten Galopp nach Ecouen zurück.

Er war es, der so plötzlich an der Schwelle des Salons erschien, in welchem seine Gemahlin noch immer in Gesellschaft der fremden Edelleute sich aufhielt.

Jeanne stürzte ihrem Gemahl entgegen, schlang ihre Arme um seinen Hals und rief tiefbewegt aus:

„Um Gotteswillen, was ist geschehen, das Deine Flucht unmöglich gemacht hat!“

„Beruhige Dich, theure Jeanne, es ist mir nichts geschehen. Wo ist die Königin?“

„Die Königin schläft,“ bemerkte Jeanne erbebend.

„Sie muß sofort geweckt werden, es handelt sich um ihre Freiheit, vielleicht um ihr Leben.“

Die junge Frau entfernte sich schweigend.

„Was ist geschehen?" frug der Kardinal von Lothringen ängstlich.

„Die Hugenotten haben beschlossen, im Laufe der Nacht dieses Haus zu umzingeln und Alle gefangen zu nehmen, die sich hier befinden."

In diesem Augenblicke erschien die Königin auf der Schwelle des Zimmers, in welchem sie sich durch einen kurzen Schlaf gestärkt hatte.

Sie hatte die letzten Worte Vaillant's gehört und frug ruhig, wer er sei und woher er seine Nachrichten erhalten habe?

„Ich bin der Herr dieses Hauses, Majestät, und komme soeben aus dem Lager der Hugenotten."

„Dieselben sind aber doch erst vor wenig Stunden geschlagen worden?"

„Sie haben jedoch deshalb ihre Pläne nicht aufgegeben. Sie wissen, daß Eure Majestät sich in meinem Hause befinden, und sie werden nicht lange säumen, ihren Anschlag auszuführen."

„Wird man es an Ihnen, der Sie, wie ich weiß, Hugenotte sind, nicht rächen, daß Sie die Pläne Ihrer Parteigenossen durchkreuzten?"

„Ich werde mein Schicksal mit Würde zu tragen wissen."

„Was wollen Sie thun?"

„Ich werde meine Glaubensgenossen hier erwarten."

„Sie setzen für mich Ihr Leben auf's Spiel!"

„Ich erfülle nur meine Pflicht."

„Welche Ergebenheit! Welche Treue! rief die Königin aus. „Wie heißen Sie?"

„Ich heiße Denis Vaillant."

„Wie kann ich mich Ihnen für Ihre Hingebung dankbar erweisen?"

„Wenn Sie sich meines Weibes und meines Sohnes annehmen für den Fall, als ich das Licht dieses Tages nicht mehr erblicken sollte."

Jeanne eilte auf ihren Gemahl zu und schloß ihn in ihre Arme.

„Du sollst nicht sterben!" rief sie aus, „fliehe mit mir, Denis, wir wollen der Königin folgen."

„Ich darf es nicht, ich habe geschworen, daß ich mich der Rache meiner Parteigenossen nicht entziehen werde, wenn ich sie verrathen sollte. Ich habe die Königin gerettet und ich werde mich den Folgen nicht entziehen, welche diese That für mich mit sich bringen könnte."

Jeanne ließ nichts unversucht, um ihren Gatten von seinem Vorhaben abzuwenden; es war jedoch vergeblich. Selbst der Herzoge von Damville und der starre Herzog von Guise versuchten es, auf ihn einzuwirken; Denis Vaillant erklärte jedoch standhaft, daß er seinen Schwur niemals brechen werde.

In diesem Augenblicke vernahm man das Herannahen mehrerer Reiter, die im Dunkel der Nacht rasch auf das Häuschen Vaillant's zusprengten.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ein Drama.

„Sie sind da!" rief Denis Vaillant aus. „Fliehen Sie, Majestät, wenn hiezu überhaupt noch die Möglichkeit vorhanden ist."

„Wenn es die Hugenotten sind, so dürfte der Augenblick zur Flucht bereits vorüber sein!" rief der Herzog von Guise aus. „Uns wird nichts anderes übrig bleiben, als zu kämpfen und, wenn es nöthig ist, zu sterben."

Der Herzog von Guise zog sein Schwert und die Edelleute folgten seinem Beispiele.

„Gott sei Dank!" rief Vaillant, der sich dem Fenster genähert hatte, aus, „es sind nicht die Hugenotten, welche sich dem Hause nähern, sondern Reiter des Connetable."

„Reiter des Connetable!" schrie Jeanne, die sich gleichfalls dem Fenster genähert hatte. „Unglückseliger, weißt Du denn nicht, daß sie kommen, um Dich zu holen. Robert Coeur steht an ihrer Spitze."

„Der Sekretär meines Vaters?" frug der Herzog von Damville erstaunt.

„Ja, Herr Herzog, der Sekretär Ihres Vaters ist unser tödtlichster Feind. Mein Mann ist verloren, wenn er ihm in die Hände fällt."

„Ich werde ihn retten!" rief Heinrich von Montmorency aus, den das edle Benehmen Vaillant's gegen die Königin mit der größten Hochachtung für ihn erfüllt hatte.

Die Thüre öffnete sich, Robert Coeur trat mit blutgierigem Blicke in den Saal ein.

Er erbleichte, als er der Königin und der Edelleute ansichtig wurde, welche sie umgaben.

Denis Vaillant trat ihm mit festem Schritte und mit stolzerhobenem Haupte entgegen und richtete an ihn die Frage, was er hier wolle?

„Ich bin gekommen, Sie im Namen des Königs zu verhaften."

Jeanne brach mit einem Schmerzensschrei zusammen.

Marie Stuart trat einige Schritte vor, indem sie würdevoll sprach:

„Ihre Kühnheit ist eine beleidigende. Seit wann es ist in Frankreich Sitte geworden, sich in Gegenwart einer Königin derart zu benehmen?"

Robert Coeur verneigte sich, indem er sich zu seiner Entschuldigung auf die Befehle berief, die er vom Connetable erhalten habe.

Jeanne hatte mittlerweile ihre Besinnung wiedererlangt. Sie schleppte sich zu den Knieen der Königin hin und beschwor sie, Denis Vaillant zu retten. Sie sagte ihr, daß Robert Coeur an ihrem Gatten sich rächen wolle, weil sie die Liebe des Geheimschreibers zurückgewiesen habe.

Robert zog den Befehl hervor, den er sich vom Connetable hatte unterschreiben lassen, und wies denselben der Königin vor.

„Hier ist der Verhaftsbefehl, den ich erhalten habe," sagte er, „Eure Majestät mögen selbst darüber urtheilen, ob ich meine Vollmachten überschritten habe."

Weshalb soll dieser junge Mann verhaftet werden?" frug die Königin ernst.

„Er hat sich als Hugenotte gegen die Sicherheit des Staates verschworen."

„Ich bin überzeugt, daß hier ein Irrthum vorliegt," sagte die Königin, „ich bürge für diesen Edelmann —"

„Ich bedaure —" antwortete Robert Coeur.

Der Geheimschreiber fand jedoch keine Gelegenheit, seine Antwort zu vollenden. Der Herzog von Guise fiel ihm ins Wort, indem er bemerkte:

„Du hast hier gar nichts zu bedauern, Mensch, wenn Deine Königin gesprochen hat. Packe Dich hinaus, wenn Du nicht willst, daß ich Dich von den Knechten des Hauses hinauswerfen lasse."

Robert warf dem Herzog einen wüthenden Blick zu, aber er ließ sich von seinem Vorhaben nicht zurückschrecken. Er wendete sich abermals an die Königin, indem er ausrief:

„Eure Majestät mögen selbst urtheilen, ob ich zu weit ging. Eure Majestät wissen, daß König Franz II. seit acht Monaten, wenn auch nicht unseren Herzen, so doch dem Throne Frankreichs entrissen wurde."

„Was wollen Sie damit sagen?" frug die Königin.

„Daß ich nur den Befehlen des Königs Karl IX., der Regentin oder des Connetable von Frankreich zu gehorchen habe," erwiderte Robert Coeur.

Der Herzog von Guise hob seine Faust empor, um den frechen Diener des Connetable zu züchtigen.

Robert Coeur erblaßte, aber er zitterte nicht.

Marie Stuart gab ihrem Oheim ein Zeichen, daß er sich mäßigen solle.

„Weshalb soll ich diesen frechen Burschen schonen?" rief der Herzog aus, „sollen wir uns die Unverschämtheiten dieses Affengesichtes länger gefallen lassen?"

Der Vergleich war, obwohl Robert Cour sehr regelmäßige Züge hatte, ein ziemlich zutreffender. Der Haß und der Zorn hatten seine Gesichtszüge derart entstellt, daß seine Fratze wirklich eine widerwärtige war.

„Sie mögen Recht haben," sagte Maria Stuart zu Robert Coeur, „daß Sie nur den Befehlen Ihres Herrn zu gehorchen haben. Sie dürfen aber nicht vergessen, daß ich die Königin von Schottland, die Witwe Ihres verstorbenen Königs bin. Und als solche habe ich das Recht, auch meinen Willen zur Geltung zu bringen. Ich erkläre Ihnen, daß Denis Vaillant unter meinem Schutze steht und daß ich in Bezug auf ihn jede Verantwortlichkeit auf mich nehme. Entfernen Sie sich."

Während diese Scene sich abspielte, war eine neue Persönlichkeit im Saale erschienen, welche über den Anblick des Denis Vaillant beinahe ebenso entsetzt war, wie dies vor Kurzem bei Ugolino der Fall war. Die Aufregung, welche im Saale herrschte, war jedoch eine so große, daß man der Anwesenheit dieser Persönlichkeit im Saale gar nicht gewahr wurde. Die Augen aller Anwesenden waren theils auf Robert Coeur, theils auf die Königin, auf Denis Vaillant und die schöne Jeanne gerichtet."

„Ich werde mich zurückziehen,“ sagte Robert Coeur endlich nach längerem Bedenken, „ich werde aber bitten, daß Eure Majestät die Gnade haben, mir noch eine einzige Bemerkung zu gestatten.“

Maria Stuart warf dem Geheimschreiber einen Blick der Verachtung zu, indem sie bemerkte:

„Es scheint, daß Sie diesen edlen Mann auf das Gründlichste hassen. Sprechen Sie.“

Robert lächelte — er hoffte, daß ihm sein Opfer nun nicht mehr entgehen werde.

„Ich habe,“ sagte derselbe, „genügenden Grund, diesen Mann zu hassen, denn der Glanz Ihres Hauses, Majestät, liegt mir nahe genug am Herzen, um jede Gefahr ferne zu halten, die demselben drohen könnte.“

Alle Anwesenden fühlten, daß der Geheimschreiber auf dem Punkte stand, sein unglückliches Opfer zu vernichten. Nur die Persönlichkeit, die mittlerweile in den Saal getreten war, schien die Entwicklung des Dramas mit unerschütterlicher Ruhe zu erwarten.

Am tiefsten ergriffen von der Scene, welche sich soeben abgespielt hatte, war ohne Zweifel unser Freund Roland von Ferrouillac. Es fiel ihm unendlich schwer, seine Bewegung zu bekämpfen. Seine Brust athmete tief und schwer, der Sturm in seinem Innern glich beinahe dem Sturme, der noch immer draußen wüthete, und seine Augen flammten beinahe eben so drohend auf wie die Blitze, die leuchtend über den nächtlichen Himmel dahin fuhren.

Robert Coeur hatte einen Augenblick abgewartet, welche Wirkung seine Worte auf die Versammlung hervorbringen

würden, und als er sah, daß dieselbe geneigt sei, ihn anzuhören fuhr er fort:

„Der Mann, den Eure Majestät der Gnade Ihres Schutzes würdigen, ist ein — Mörder!"

Die Wirkung dieser Worte war eine unbeschreibliche. Selbst die Königin erbebte.

Denis Vaillant legte jedoch seine Hand ruhig auf das Haupt seines Sohnes und sprach gelassen:

„So wahr ich mein Kind liebe, dieser Mensch lügt."

Denis Vaillant näherte sich sodann der Königin, beugte vor ihr sein Knie und sagte sodann mit unaussprechlicher Hoheit:

„Die Beschuldigung, welche dieser Mensch gegen mich erhoben hat, ist eine so entsetzliche, daß alle Bedenken, welche mich bisher zurückhielten, meine Vertheidignng vor Eurer Majestät siegreich zu führen, schwinden müssen. Ich bin jener Graf von Candal, der seinerzeit in so ungerechter Weise angeklagt wurde, den Marquis von Bazas ermordet zu haben. Man glaubt, daß ich längst todt und begraben bin; ich wurde jedoch gerettet, die Vorsehung hat mich am Leben erhalten, um den Mörder des Marquis von Bazas auszuforschen und ihn den Händen der strafenden Gerechtigkeit zu übergeben."

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Fortsetzung des Dramas.

„Sprechen Sie," sagte die Königin ernst.

„Ja, Euer Majestät, ich bin der Graf von Candal, der seinerzeit angeklagt worden war, den Marquis von Bazas ermordet zu haben, und der dieses Verbrechens halber auch zum Tode verurtheilt wurde. Ich wurde dem Henker übergeben und nur den Bemühungen unseres berühmten Arztes, des Meisters Ambroise Paré, habe ich es zu danken, daß ich dem Leben erhalten blieb. Ich bin jedoch nunmehr in der Lage, die Beweise meiner Unschuld zu erbringen und dadurch eine Wiederaufnahme meines Prozesses zu erzwingen."

„Beweise, Beweise —" murmelte Robert Coeur.

„Schweigen Sie!" befahl die Königin.

„Der Zeuge, dessen Aussage am meisten zu meiner Verurtheilung beitrug, hat mittlerweile sein Unrecht erkannt. Er hat, von Gewissensbissen gefoltert, sich bereit erklärt, meine Schuldlosigkeit zu erweisen. Er hat sichere Anhaltspunkte, welche dazu dienen werden, den Schuldigen zu entdecken —"

Robert Coeur erbleichte.

„Ich fürchte jedoch, daß der Geheimschreiber des Connetable in seinem Hasse gegen mich es mir unmöglich machen wird, die Schleier zu zerreißen, in welche jener geheimnißvolle Mord gehüllt wurde."

„Das soll er nicht!" rief plötzlich Roland von Ferrouillac aus, indem er auf Robert Coeur losstürzte und ihn beim Rockkragen erfaßte, „ich kenne diesen Schurken schon lange und es soll mir ein wahres Vergnügen sein, wenn man ihm endlich die Maske vom Gesichte reißt."

„Und das soll geschehen," sagte der Mann, der sich bisher in dem entferntesten Winkel des Zimmers verborgen gehalten hatte. „Auch ich bin bereit, für den Grafen von Candal Zeugniß abzulegen, und ich denke, daß meines gewichtig genug sein wird, um die Schuldlosigkeit desselben zu erhärten."

Der Fremde war in einen weiten Mantel von dunkler Farbe gehüllt und hatte sein Haupt mit einem großen runden Hute bedeckt, den er, trotz der Anwesenheit der Königin nicht abnahm.

„Nach dem Reiter der Bettler, das sind die Kampfhähne des Grafen von Candal!" murmelte Robert Coeur.

Der Fremde nahm seinen Hut ab, indem er mit weitschallender Stimme ausrief: „Ich denke, daß der Bastard eines Edelmannes hier doch mindestens eben so viel werth ist als der Bastard eines Vagabunden!"

„Wer sind Sie?" frug Maria Stuart, welche durch die Erscheinung des Fremden in große Angst versetzt wurde.

„Ich heiße für die Menge Jean der Prophet; Einige heißen mich Jean von Bazas, Andere Jean von Villandraut; von rechtswegen aber bin ich der Herzog Johann von Montmorency."

Heinrich von Montmorency trat rasch einige Schritte vor.

„Beruhigen Sie sich, Herzog von Damville," sagte der Sohn Dianens, „ich hege gegen Sie durchaus keinen Haß,

obwohl Ihr Vater mir großes Leid zugefügt hat. Ich weiß am besten, daß man die Kinder nicht für die Verbrechen der Eltern verantwortlich machen soll. Ich bin nicht hieher gekommen, um mit Ihnen Streit zu suchen. Ich habe mit dem Advokaten Jean Trémière zu sprechen."

„Das war mein Vater," sagte Jeanne, „er ist todt."

„Todt!" antwortete Jean von Villandraut betroffen, „er war ein redlicher Mann; ich habe hier nichts mehr zu suchen."

Jean von Villandraut wollte sich zurückziehen; Robert Coeur erklärte ihm jedoch, daß er ihn verhafte, weil er den Bernhard, den Portier des Baron von Seneuil, ermordet habe.

Jean von Villandraut beantwortete die kecke Herausforderung mit einem Faustschlage, welcher den Geheimschreiber des Connetable zu Boden streckte.

Jean verneigte sich stolz vor der Königin und verließ dann schweigend den Saal.

Denis Vaillant war der Erste, der dem völlig betäubten Robert zu Hilfe kam. Er hob ihn vom Boden auf und setzte ihn auf einen Stuhl.

Der Herzog von Guise sprach lebhaft mit der Königin.

Er wendete sich sodann an Robert Coeur, der mittlerweile zu sich gekommen war, erklärte demselben, daß er den gegen Denis Vaillant ausgefertigten Verhaftsbefehl respektiren wolle, daß er jedoch Alles aufbieten werde, die Wiederaufnahme des Prozesses zu erwirken, um dem Grafen von Candal Gelegenheit zu bieten, seine volle Unschuld darzulegen.

„Vergessen Sie nicht, Herr Graf," sagte Maria Stuart, „daß Sie in Schottland eine Freundin haben, die Ihnen zum

innigsten Danke verpflichtet ist. Ich hoffe, daß es Ihnen gelingen werde, Ihre volle Schuldlosigkeit zu erweisen, und erwarte, daß Sie dann mit Ihrer Frau und Ihrem lieben Kinde zu mir nach Schottland kommen werden."

„Mein Leben gehört Ihnen, Majestät, ich fürchte aber, daß es mir schwer genug fallen wird, selbes gegen meine Feinde zu vertheidigen."

„Folgen Sie mir," sagte Robert Coeur, indem er seine Hand auf die Schulter des Grafen legte.

„Nein, Nein," rief Jeanne aus, „die Königin kann meinen edlen Gatten nicht seinem Henker überliefern."

„Muth, Muth!" flüsterte Ralph seiner Gattin zu. „Die Königin wird uns nicht verlassen."

Ralph von Candal nahm von seiner Familie, der Königin, den Herzogen, dem Kommandeur Roland Abschied und verließ stolzen Schrittes den Saal.

„Wie viel Reiter haben Sie bei sich?" frug der Herzog von Guise den Geheimschreiber des Connetable.

„Vierzig, Herr Herzog."

„Dreißig von ihnen sollen sich den Reitern anschließen, die Herr von Ferrouillac kommandirt."

„Ich werde Ihren Befehlen nachkommen," antwortete Robert, indem er gleichfalls den Saal verließ.

Ralph grüßte, nachdem er die Straße erreicht hatte, seine Frau, die verzweiflungsvoll an das Fenster getreten war, und verschwand dann, von den Reitern des Robert Coeur umgeben, im Dunkel der Nacht.

Die Bevölkerung von Ecouen war, obwohl der Morgen noch lange nicht herangebrochen war, schon längst auf den

Beinen. Sie war eigentlich in Folge der Ereignisse der letzten Stunden gar nicht zur Ruhe zu gekommen und so kam es, daß die Nachricht, Denis Vaillant sei der ehemalige Graf von Candal, der Mörder des Marquis von Bazas, mit außerordentlicher Raschheit sich im Orte verbreitete.

Die Bevölkerung von Ecouen erging sich in Verwünschungen über den „verruchten Mörder" und die Reiter des Robert Coeur trugen das Ihrige dazu bei, die allgemeine Aufregung noch zu vermehren.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ein Trauerspiel.

Wir wissen, daß die Hugenotten entschlossen waren, im Laufe der Nacht das Haus zu stürmen, in welchem Maria Stuart eine so gastliche Aufnahme gefunden hatte. Die Erscheinung jener vierzig Reiter, welche der Geheimschreiber des Connetable zu seiner Bedeckung mit sich genommen hatte, als es galt, den Grafen von Candal in dessen Hause zu verhaften, benahm jedoch den Hugenotten den Muth, ihr Vorhaben auszuführen.

Sie konnten sich das plötzliche Erscheinen der Reiter nicht erklären; sie vermutheten aber, daß Denis Vaillant an ihnen einen neuen Verrath begangen habe, obwohl dieser, wie wir

wissen, nur gegen seinen Willen und sehr zu seinem Unheile an dem Heranziehen der Reiter betheiligt war.

Andererseits aber war auch die katholische Partei in Ecouen durch die Nachricht in Aufregung versetzt worden, daß der ihnen ohnedies verhaßte Denis Vaillant der Mörder des Marquis von Bazas sei.

So kam es, daß der unglückliche Graf von Candal von allen Seiten geschmäht und beschimpft wurde, als er in Mitte der Reiter den Ort Ecouen passirte.

Die Leute drängten sich an ihn heran, sie durchbrachen die Reihen der Reiter, sie suchten ihn denselben zu entreißen, und plötzlich fiel mitten aus der Menge heraus ein Schuß, der den unglücklichen Grafen todt zu Boden streckte.

Die Menge sprengte scheu auseinander und bildete um den Unglücklichen, der mitten durch den Kopf geschossen war, einen großen Kreis.

Man konnte beim Scheine der Fackeln sehen, wie das Blut des Unglücklichen in einem Strome dahinfloß, und nachdem diese Fackeln ein sehr grelles Licht auf die ganze Scene warfen, so konnte dieselbe auch der Aufmerksamkeit der Gräfin von Candal nicht entgehen.

Sie war, als der Schuß fiel, ans Fenster geeilt und starrte nun beinahe wahnsinnig vor Schmerz und Verzweiflung auf ihren Gatten herab, der regunglos auf dem Boden ausgestreckt war.

„Roger!" rief sie plötzlich aus, „begreifst Du, mein Kind, was geschehen ist — sie haben Deinen Vater getödtet!"

Und sie wollte, indem sie ihr Kind in die Arme schloß, sich von der Höhe des ersten Stockwerkes hinabstürzen auf

die Straße — sie wollte ihrem Gatten zu Hilfe eilen, ohne zu bedenken, daß sie und ihr Kind hiebei unfehlbar zu Grunde gehen müßten.

Die Königin selbst schlang ihre Arme um den schönen Leib der jungen Frau und sie fühlte, wie das Herz der Gattin, der Mutter unter ihren Händen krampfhaft erbebte.

„Roger!" rief Jeanne aus, indem sie ihrem theuren Kinde mit der Hand den Gegenstand ihres tödtlichsten Hasses zeigte, „siehst Du dort unten den Mann, der früher hier war und der Deinen Vater mit sich genommen hat?"

„Ich sehe ihn."

„Und wirst Du ihn immer und überall erkennen, wenn Du ihn jemals wiedersehen solltest?"

„Ich werde es."

„Er heißt Robert Coeur, wirst Du Dir diesen Namen merken?"

„Ja, Mutter."

„Verstehst Du, was es heißen soll, wenn ich Dir sage, daß jener Mann Deinen Vater ermordet hat?"

„Ich verstehe es nicht, Mutter, ich will mir aber Deine Worte merken und es wird wohl einst die Zeit kommen, in welcher ich sie verstehen werde."

„Gut mein Kind — Du wirst sie verstehen, Du wirst Deinen Vater rächen."

Jeanne brach von der Aufregung überwältigt in den Armen der Königin zusammen. Ein heftiger Krampf hatte die Unglückliche erfaßt und es bedurfte langer Zeit, ehe sie sich so weit erholt hatte, um die Worte zu stammeln:

Dort in der Waffensammlung Deines Vaters, der Dolch, siehst Du ihn, es ist der Dolch des Mannes, der den Marquis von Bazas ermordete. Du wirst diesen Mann ausforschen, Du wirst die Ehre Deines Vaters von dem Makel rein waschen, der auf ihr ruht, Du wirst den Tod Deines Vaters rächen — vergiß es nicht, der Mann, der Deinen Vater ermordete, hat auch mich getödtet."

Die Gräfin von Candal wurde von neuen heftigen Krämpfen erfaßt; man mußte sich entschließen, einen Arzt herbeizuholen. Seine Hilfe kam jedoch zu spät, ein heftiger Herzkrampf hatte ihrem Leben rasch ein Ende gemacht.

Maria Stuart stand weinend am Todtenbette der jungen schönen Frau, und der Kuß, den sie auf ihre Stirne drückte, war das letzte Zeichen der Liebe und Theilnahme, das sie der Unglücklichen widmen durfte, denn sie mußte nun für ihre eigene Sicherheit besorgt sein.

„Zu Pferde, zu Pferde!" rief der Herzog von Guise. „Fort von diesem unseligen Orte, den wir niemals hätten betreten sollen!"

Maria Stuart schloß den kleinen Roger in ihre Arme und frug ihn, ob er wohl mit ihr nach Schottland kommen wolle?

„Werde ich dort meinen Vater und meine Mutter wiederfinden?"

„Ja, mein Kind, Du sollst eine Mutter wiederfinden."

Der Knabe war noch zu jung, um das Unglück völlig zu erfassen, das über ihn gekommen war. Die Theilnahme, die man ihm von allen Seiten widmete, war eine so herz-

liche, daß sich das Kind in Alles fügte, was man mit ihm vorhatte.

Henry von Montmorency nahm den Dolch des Mörders von der Wand, wickelte den kleinen Roger in seinen Mantel ein und als die Reiter sich vor dem Hause aufgestellt und geordnet hatten, mußte auch die Königin sich dazu entschließen, sich von der Verblichenen loszureißen.

Die Reise der Königin wurde ohne weiteren Zwischenfall fortgesetzt und der Empfang, welchen die Einwohner von Calais der Scheidenden bereiteten, war wirklich ein überaus herzlicher.

Das Volk liebte die Königin aufrichtig und selbst die Hugenotten würden sich damit begnügt haben, Maria Stuart als Bürgschaft für die Erfüllung manchen berechtigten Wunsches in ehrenvoller Gefangenschaft zurückzuhalten.

Am 15. August sollte Maria Stuart im Hafen von Calais sich nach Schottland einschiffen.

Am Abende vor ihrer Abreise stattete der Herzog von Damville dem Hafen-Kommandanten einen Besuch ab und erhielt von demselben die Mittheilung, daß soeben unter der Adresse des Herzogs ein königliches Handschreiben eingetroffen sei.

Dasselbe enthielt folgende Worte:

„Der Ueberfall, der gegen unsere gute Schwester Maria gerichtet worden war, hat unser königliches Herz mit tiefstem Schmerze erfüllt.

„Wir haben uns entschlossen, der Wiederkehr ähnlicher Gesetzwidrigkeiten ein- für allemal ein Ende zu machen, und

ich habe befohlen, daß gegen die Umtriebe der Hugenotten neue energische Maßregeln getroffen werden.

„Da ich hiebei auf die Treue und Hingebung aller Großen meines Reiches rechnen muß, so fordere ich Sie, meinen lieben Herzog von Damville auf, nach Einschiffung unserer lieben Königin und Schwester sofort an mein königliches Hoflager nach Paris zurückzukehren.“

Dem königlichen Handschreiben war noch ein Postskriptum von Seite der Regentin, der Katharina von Medicis, beigefügt:

„Kommen Sie rasch zurück, der König und ich, wir erwarten Sie mit Sehnsucht.“

Der Herzog zerknitterte den Brief des Königs zornig in der geballten Faust, indem er murmelte: „Diesen Brief hat die Italienerin dem König diktirt, ich werde mich aber an ihr zu rächen wissen.“

Wenige Stunden später trat die Königin Maria Stuart mit Thränen in den Augen den Weg nach dem Hafen an.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Rückkehr.

Heinrich von Montmorency verließ die Königin keinen Augenblick. Selbst als sie die Barke bestieg, welche sie an Bord des zu ihrer Rückreise nach Schottland bestimmten Segelschiffes bringen sollte, konnte er sich nicht von ihrer Seite reißen. Er bestieg mit ihr die Barke und es war ein ergreifender Augenblick, als das tiefbetrübte Volk den beiden schönen jungen Leuten Worte aufrichtiger Liebe und Verehrung zurief.

Der Augenblick der Trennung war endlich gekommen.

„Leben Sie wohl, Maria," sagte der Herzog von Damville, der kaum im Stande war, seine Bewegung zu bekämpfen, „darf ich wohl die Hoffnung hegen, daß Sie auch in der Ferne meiner gedenken werden?"

„Ich werde in jedem Augenblicke Ihrer gedenken, Heinrich, in dem ich fühle, daß ich arm und verlassen bin. Ich weiß, daß ich auf der ganzen Welt keinen treueren Freund habe als Sie. Leben Sie wohl!"

„Ach, Königin, wenn Sie gewollt hätten!"

„Still, mein Freund."

Heinrich von Damville küßte schweigend die Hand der Königin, half ihr das Schiff besteigen, auf welchem ihr ein überaus festlicher Empfang bereitet wurde, und kehrte sodann nach Calais zurück.

Er wurde am Ufer vom Kommandeur von Ferrouillac erwartet und er kehrte mit demselben nach Paris zurück, während der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen noch einige Tage in Calais zurückblieben.

Die Rückreise erfolgte ziemlich rasch und sie trafen ohne irgend einen Zwischenfall in Ecouen ein. Daselbst angelangt, machten sie zu ihrem großen Bedauern die Entdeckung, daß nach der Abreise der Königin der Pöbel die Brutalität begangen hatte, das Haus des Denis Vaillant zu plündern und daselbst arge Verwüstungen anzurichten.

Das ruhige Asyl bestand nicht mehr, in welchem Jean Trémière fern vom Kampfe der Parteien die letzten Tage seines thatenreichen Lebens verlebt hatte; das Heim, in welchen die Liebe den Grafen von Candal das Leid vergessen lehrte, das die Welt ihm auf so unverantwortliche Weise zugefügt hatte, war in brutaler Weise verwüstet worden.

Ein solcher Vorgang setzte weder den Herzog von Damville noch den Kommandeur von Ferrouillac in Erstaunen, wohl aber der Umstand, daß zahlreiche Arbeiter, Tischler, Maurer damit beschäftigt waren, die Schäden auszubessern, welche der Pöbel angerichtet hatte.

Wer konnte ein Interesse daran haben, das Häuschen, dessen einstige Bewohner todt oder flüchtig waren, wieder herstellen zu lassen?

Die Antwort auf diese Frage sollte den Reisenden bald ertheilt werden, denn während sie einen Augenblick vor dem Hause des Denis Vaillant anhielten, trat plötzlich Robert Coeur auf sie zu.

Sowohl der Herzog als der Kommandeur kehrten sich unwillig ab, als sie des Mannes ansichtig wurden, der so großes Unheil angerichtet hatte.

Robert Coeur ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken; er schien es darauf abgesehen zu haben, eine Erklärung herbeizuführen.

„Lassen Sie das gehen,“ sagte der Herzog von Damville zu ihm, „Sie haben nicht nöthig, sich bei mir zu entschuldigen; ich bin nicht Ihr Richter und es ist mir ganz gleichgiltig, auf welche Weise Sie sich mit Ihrem Gewissen abfinden wollen.“

„Ich habe ein Recht, zu fordern, daß Sie mich anhören,“ sagte Robert Coeur hochmüthig, „zudem berührt das, was ich Ihnen zu sagen habe, Sie noch weit mehr als mich, denn es handelt sich um Ihren Herrn Vater, um den Connetable.“

„Reden Sie, aber kurz, wenn ich bitten darf,“ sagte der Herzog.

„Ich bin Ihnen gewiß grausam, rücksichtslos erschienen?“

„So grausam wie ein Henker,“ antwortete der Herzog.

„Ich mußte jedoch gehorchen und ich that es, weil ich wußte, daß der Herr Herzog von Montmorency den Denis Vaillant oder, richtiger gesagt, den Grafen von Candal als seinen unerbittlichsten Feind betrachtete. Einer von Beiden war unrettbar verloren, ich wußte, daß der Connetable sich nicht eher sicher fühlen werde, ehe nicht sein erbittertster Feind todt und begraben ist.“

„Aber die unglückliche Gräfin! Mußte sie auch in das entsetzliche Verhängniß verwickelt werden? Ich hoffe, daß man sie mindestens an der Seite ihres Gatten begraben hat?“

„Ich weiß es nicht."

„Sie könnten es mindestens wissen."

„Der Leichnam der Gräfin ist bei dem Sturm auf das Haus des Denis Vaillant in unbegreiflicher Weise verschwunden."

„Wie, was sagen Sie da?"

„Die volle Wahrheit."

„Wer hätte denn ein Interesse daran haben können, den Leichnam der Gräfin verschwinden zu lassen?"

„Wahrscheinlich haben die Hugenotten, welche sich von Denis Vaillant verrathen glaubten, die Leiche mit sich fortgeschleppt."

„Das klingt nicht sehr wahrscheinlich."

„Der Herr Herzog vergeben mir aber, daß ich den Befehlen Ihres Herrn Vaters Achtung verschaffte?"

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, denn Sie hatten mir nicht zu gehorchen. Das Uebrige wird sich finden. Kommen Sie, Herr Kommandeur.

Die beiden Männer ritten weiter und Herr von Ferrouillac richtete sodann an den Herzog vom Damville die Frage, welche Meinung er sich das über Benehmen Robert's gebildet hatte?

„Ich bin nicht in der Lage, Ihnen diese Frage zu beantworten," sagte der Herzog, „denn ich kann den Mann nicht verurtheilen, ohne gleichzeitig auch über meinen Vater ein sehr hartes Urtheil zu fällen."

Roland von Ferrouillac wußte, was er zu wissen nöthig hatte.

Als die beiden Reiter in Paris eingetroffen waren, erinnerte Herr von Ferrouillac sich daran, daß er der Königin

Katharina von Medicis versprochen hatte, sie nach seiner Rückkunft aus Calais zu besuchen.

Er beeilte sich, sein Versprechen zu erfüllen, und die Königin richtete hiebei so viele Fragen an ihn, daß er länger als eine Stunde bei ihr verblieb. Obwohl Herr von Ferrouillac sich bei Beantwortung dieser Fragen strenge an die Wahrheit hielt, so war die Regentin über das, was er ihr mittheilte doch so sehr befriedigt, daß sie dem Kommandeur, als er sie verließ, einen prachtvollen Brillantring überreichte.

„Tragen Sie diesen Ring," sagte Katharina, „zur Erinnerung an den Muth, mit welchem Sie meine liebe Tochter die Königin von Schottland, beschützt haben."

„Pah," dachte der Kommandeur, als er das Louvre verließ, „ich erhielt diesen Ring dafür, daß ich die Königin von Schottland beschützte. Wie viele Ringe würde ich erst bekommen haben, wenn ich sie nicht beschützt hätte?"

Seine Gedanken wendeten sich sodann dem braven Dom Mathurin zu und er bedauerte aufrichtig, daß er fortan ohne hn werde zu Tisch gehen müssen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Saint-Denis.

Ein großer Zeitraum war verflossen, ohne daß irgend Jemand von dem Manne, der sich Jean von Villandraut nannte, sprechen gehört hätte.

Was war aus ihm geworden? War er gestorben oder hatte er nur seinen Namen verändert, um unbekannt an einem fremden Orte ein bedeutungsloses Dasein fortzuführen?

Der Kommandeur hatte sich oft und viel mit diesen Fragen beschäftigt und er wagte es einst, dem Herzog von Damville zu fragen, ob ihm über das Schicksal dieses Mannes nichts bekannt sei?

„Nein," antwortete der Herzog, ich habe mich auch nicht weiter um ihn bekümmert, denn ich weiß, daß, so lange mein Vater lebt, ich nichts für ihn thun kann."

Aber auch ein anderer jener Männer, welche wiederholt unsere Aufmerksamkeit erregten, war spurlos verschwunden — Ugolino.

Den wiederholten Bemühungen des Kommandeurs von Ferrouillac war es endlich gelungen, den Zwerg in einer Waldhütte bei Ecouen auszuforschen, und er frug ihn, weshalb er sich so gänzlich von der Welt zurückgezogen habe?

„Ich bin menschenscheu geworden," antwortete Ugolino. „Es ist gegen meinen Willen, aber durch mein Verschulden so viel Unheil angerichtet worden in der Welt, daß ich mit mir und der Menschheit zerfallen bin."

„Du mußt Dich hier aber ganz entsetzlich langweilen!"

„Ich denke über die Schicksale der Menschen und der Menschheit nach und das gibt mir genug Beschäftigung."

„Eine schöne Beschäftigung das, aber eine sehr schwierige. Das Denken ist mir immer sehr schwer gefallen. Ich halte mich lieber an das Thatsächliche. Und wie es scheint hast Du es auch stets verstanden, demselben Rechnung zu tragen. Wie steht es mit Deinen Bemühungen, den Mörder des Marquis von Bazas ausfindig zu machen?"

„Meine Bemühungen sind bisher von keinem Erfolge gekrönt worden. Eine flüchtige Aehnlichkeit hatte mich damals irre geleitet."

„Du hattest aber Anhaltspunkte gefunden, welche Dich vermuthen ließen —"

„Eine bloße Vermuthung, nichts weiter. Ich konnte doch nicht annehmen, daß der Geheimschreiber des Connetable ein Meuchelmörder sei!"

„Der Geheimschreiber des Connetable?" rief Herr von Ferrouillac aus.

„Er hat mit dem Manne viele Aehnlichkeit, den ich damals im Walde von Bazas gesehen habe. Es ist jedoch unmöglich, daß er das Verbrechen begangen hat."

„Und warum sollte das unmöglich sein?"

„Welche Ursache sollte Robert Coeur gehabt haben, den Marquis zu ermorden? Zudem ist der Geheimschreiber des Connetable eine sehr ehrenwerthe Person. Ich selbst bin ihm zu großem Danke verpflichtet."

„Du?"

„Gewiß. Er ist es, der mir hier dieses Häuschen einräumte."

„Er? Wie kam er dazu, über dieses Häuschen zu verfügen?"

„Wissen Sie denn nicht, Herr Kommandeur, daß der König dem Geheimschreiber des Connetable das Besitzthum überließ, das einst dem Grafen von Candal in Ecouen gehörte. Der Graf war ein Verurtheilter, ein Ketzer, sein Hab und Gut war dem Staate verfallen, und der König konnte über dasselbe frei verfügen."

„Der Geheimschreiber hat sich also von dem Vermögen seiner Opfer bereichert? Und Du kannst wirklich glauben, daß Robert Coeur ein Ehrenmann ist!"

„Ich will von ihm das Beste glauben, so lange ich nicht vom Gegentheile überzeugt bin."

Der Kommandeur von Ferrouillac, verließ ziemlich mißgestimmt den Zwerg, der trotz seiner tiefen Forschungen über Menschen und Menschheit durch die kleine Wohlthat, welche Robert Coeur ihm erwiesen hatte, sich so leicht zu einem günstigen Urtheile über diesen hatte hinreißen lassen, obgleich die „Thatsachen", an welche der Kommandeur sich einzig und allein zu halten pflegte, über Robert Coeur das einzige Urtheil zuließen, daß er ein ganz erbärmlicher Schurke sei.

Der Krieg gegen die Hugenotten war mittlerweile mit voller Energie wieder begonnen worden.

Der protestantischen Partei strömten von allen Seiten Hilfstruppen zu, welche unter dem Commando des Admirals Coligny und des Prinzen von Condé sich rasch organisirten.

Dessenungeachtet war die katholische Partei bisher siegreich aus allen Kämpfen hervorgegangen.

Der Prinz von Condé wurde in der Schlacht von Saint-Denis durch den Herzog von Guise geschlagen, und auch in den Schlachten von Jarnac und von Montcontour unterlagen die Hugenotten.

Wir wollen uns hier nur mit der Schlacht von Saint-Denis, welche gewissermaßen den Schlußstein des dritten Bandes unserer Erzählung bildet, etwas eingehender befassen.

An der Seite des Prinzen von Condé, des Admirals Coligny und des Herrn von Châtillon, eines ehemaligen

katholischen Prälaten, der mit einer Dame von sehr zweifelhaftem Rufe sich verheiratet hatte, kämpfte ein Edelmann, der durch besondere Größe und Muskelkraft sich auszeichnete. Er kommandirte eine Abtheilung von Schottländern, die zu den Soldtruppen der Hugenotten zählten.

Als die Trompeten den Beginn der Schlacht ankündigten, stießen die beiden Armeen mit außerordentlicher Gewalt aufeinander — der Lärm, den die Panzerreiter machten, als sie mit einander in das Handgemenge geriethen, war ein so gewaltiger, daß man ihn, wie glaubwürdige Gesichtschreiber versichern, auf drei Lieues Entfernung hören konnte.

Während dieses Handgemenges waren Heinrich von Montmorency und der Prinz von Condé hart aneinander gerathen.

Der Herzog von Damville grüßte den Prinzen mit seinem Schwerte und Condé erwiderte den Gruß, indem er ausrief: „Ich kann von Glück sagen, daß ich einem so ritterlichen Gegner gegenüberstehe, wie Sie, mein Herr Herzog, es sind."

Die Schwerter klirrten, die Pferde wendeten sich rechts und links, kräftige Hiebe durchsausten die Luft, aber im Ganzen genommen zeichnete sich der Kampf mehr durch akademische Ruhe als Leidenschaftlichkeit aus.

Derselbe wurde für kurze Zeit unterbrochen, als die schottischen Reiter einen Angriff machten, der die deutschen Landsknechte beinahe über den Haufen warf.

Hinter diesen stand der Connetable von Montmorency. Derselbe richtete sich hoch im Sattel auf und sprengte mit seinen Reitern unter dem Rufe: „Montjoie Saint-Denis!" auf die Hochländer los.

Roland von Ferrouillac hatte seit Beginn des Kampfes nicht für einen Augenblick von der Seite des Connetable

sich entfernt. Auch Robert Coeur hielt stets muthvoll in der Nähe des Herzogs aus.

Bei dem ungestümen Angriffe jedoch, welchen der Connetable mit seinen Truppen auf die Hochländer machte, blieben Roland und Robert etwas zurück und der Herzog von Montmorency drang beinahe allein in die Reihen der schottischen Reiter ein.

Er hieb mehrere derselben zusammen, endlich aber gelang es doch einem Schottländer, das Pferd des Connetable beim Zügel zu erfassen. Er rief dem Herzoge zu, daß er sich ergeben möge.

Der Connetable antwortete mit einem kräftigen Schwerthiebe, in diesem Augenblicke sah er sich aber bereits von den Hochländern umringt, welche ihm das Vordringen unmöglich machten.

Plötzlich durchbrach jedoch ein Edelmann von riesiger Gestalt die Reihen der schottischen Truppen, indem er ausrief: „Platz da, mit diesem habe ich es allein zu thun!"

„Der Sohn Dianens!" murmelte der Connetable.

„Jawohl, der Sohn Dianens, der gekommen ist, an Dir blutige Rache zu nehmen."

In diesem Augenblicke krachte ein Schuß und der Connetable mußte sich an dem Sattel seines Pferdes anhalten, um nicht zusammenzubrechen.

Roland von Ferrouillac hatte sich mittlerweile Bahn gebrochen und führte mit seiner „Frappe Mirette" einen so kräftigen Schlag auf das Haupt des Riesen, daß dieser mit gespaltenem Kopfe zur Erde stürzte. Als die Kopfbedeckung des Riesen im Sande dahinrollte, konnte Roland erst seinen

Gegner erkennen, es war Jean von Villandraut, der sich einst „der Esel Bileams" nannte.

„Das habe ich dumm gemacht," murmelte der Kommandeur, indem er trotz des fortdauerndem Handgemenges sich von seinem Pferde zur Erde gleiten ließ, um den Verwundeten zu Hilfe zu kommen.

„Jean!" rief er aus, „ich bin es, Roland von Ferrouillac, Dein alter Freund. Kannst Du mir verzeihen, daß ich Dir so übel mitgespielt habe?"

„Ich verzeihe Dir nicht allein," murmelte Jean von Villandraut, „ich danke Dir sogar dafür, daß Du mich endlich von den Leiden befreist, welche die Menschen mir bereiteten."

Der „Prophet", wie man ihn einstens nannte, reichte hiebei dem Kommandeur seine Rechte hin und legte sodann sein Haupt ruhig zum ewigen Schlafe auf die kahle, blutbefleckte Erde nieder.

„Hier starb ein braver Mann," rief Roland dem Robert Coeur, der soeben herangeritten kam, zu, „wenn die Dinge so fortgehen, wird es auf dieser Welt bald nur Spitzbuben geben."

Auch der Herzog von Montmorency war tödtlich verwundet. Er gab am nächsten Morgen seinen Geist auf, nachdem er mit seinem Sohne Heinrich und seinem Geheimschreiber Robert Coeur noch eine lange Unterredung gehabt hatte.

(Ende des dritten Bandes.)